

# KALONYMOS

## 1700 Jahre?

Die Anfänge jüdischen Lebens in Deutschland und der jüdisch-christliche Dialog in der Vormoderne

Lucia Raspe

Seit wann leben Juden in Deutschland? Diese Frage beschäftigt die Menschen in diesem Land, Juden und Nichtjuden, nicht erst seit dem Festjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Schon aus Mittelalter und Früher Neuzeit sind zahlreiche Quellen überliefert, die sich damit auseinandersetzen. Zu den bekanntesten unter ihnen zählt ein Text über den Ursprung der jüdischen Ansiedlung in Worms. Wir finden ihn im *Mayse nissim*, der Sammlung von 25 jiddischen Erzählungen zur Geschichte dieser Gemeinde, die der Wormser Synagogendiener Juspa Schammes um die Mitte des 17. Jahrhunderts zusammenstellte und die 1696 in Amsterdam im Druck erschien. Im ersten Stück dieser Sammlung wird erzählt, dass schon zur Zeit der Zerstörung des ersten Jerusalemer Tempels, um das Jahr 586 vor der christlichen Zeitrechnung also, Juden aus dem Heiligen Land nach Worms gekommen seien. Als die babylonische Gefangenschaft um war und sich ganz Israel nach Jerusalem zurückbegeben habe, seien die Wormser Juden in Worms geblieben. Die Leute in Jerusalem hätten ihnen geschrieben, auch sie sollten aus dem Exil zurückkehren und im Lande Israel wohnen, damit sie zu den Wallfahrtsfesten – Pessach, Schawuot und Sukkot – den Tempel aufsuchen könnten. Sie aber hätten sich nicht daran gekehrt und geantwortet: Wohnt ihr in Groß-Jerusalem, so wohnen wir hier in Worms in Klein-Jerusalem. Denn, so der Erzähler, sie waren damals gar wohlhangesehen bei der Herrschaft und genossen das Wohlwollen der Nichtjuden; zudem seien sie sehr wohlhabend gewesen. Darum hätten sie die Erlösung nicht gewollt. Wegen dieser Sünde sei die Wormser Gemeinde gestraft worden und habe mehr Verfolgungen erlebt als die Gemeinden anderer Städte und Länder.

Diese Erzählung darf als der geradezu klassische Ausdruck der Vorstellung gelten, die sich eine jüdische Gemeinde der Vormoderne von dem hohen Alter ihrer eigenen Ansiedlung machte. Mit dieser Vorstellung vom jahrhundertelangen Bestehen ihrer Gemeinde standen die Wormser Juden allerdings keineswegs allein. Aus einer ganzen Reihe von Städten im Reich sind aus der Zeit zwischen Spätmittelalter und Frühneuzeit Nachrichten überliefert, denen zufolge die Anwesenheit von Juden am eigenen Ort bis in vorchristliche Zeit zurückreichte. Die historische Forschung kann diese Auffassung im Allgemeinen nicht bestätigen, doch waren sich Juden und Christen in den betreffenden Städten selbst darüber häufig ganz einig. Gerade in Worms ist die Überlieferungslage dabei einzigartig. Während sol-

Judengasse Worms, 2010  
(Foto: Lucia Raspe)



che Berichte andernorts nämlich immer dann in den Quellen aufscheinen, wenn über eine Vertreibung der jeweiligen Judengemeinde diskutiert wurde, die der Hinweis auf deren hohes Alter am Ende doch nicht verhindern konnte, trat dieses Ereignis in Worms nie ein. Anders als in fast allen Städten und vielen Territorien des Reichs wurden die Juden von Worms am Ende des Mittelalters nicht vertrieben, sondern konnten bis in die Zeit des Nationalsozialismus kontinuierlich in der Stadt siedeln. Infolgedessen hat sich dort eine Überlieferung erhalten, die ihresgleichen sucht. Zugleich eröffnen diese Quellen einzigartige Einblicke in die Art und Weise, in der sich historische Überlieferung in einem fortwährenden Dialog zwischen verschiedenen Gruppen sowohl in als auch außerhalb der Stadt konstituierte. Und schließlich bieten die Quellen einige Beispiele dafür, wie man sich diesen Austausch von Erzählungen als Teil eines allen Gruppen gemeinsamen städtischen Alltags vielleicht vorstellen darf.

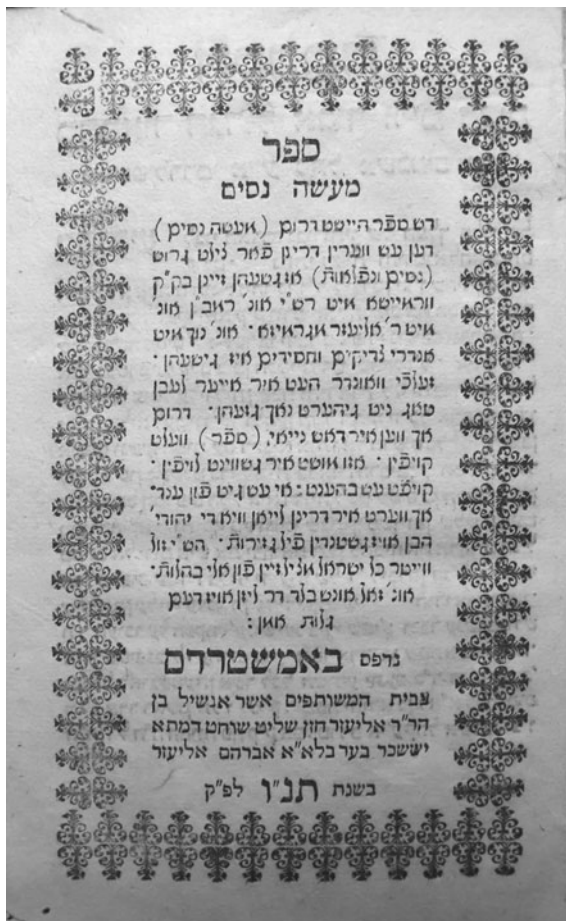
### Die Wormser Gemeinde – von außen betrachtet

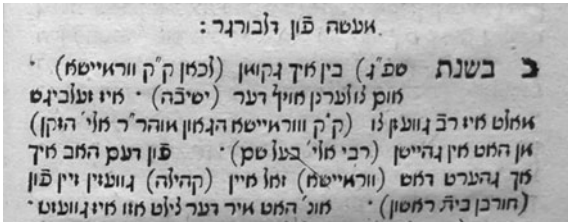
Die eingangs paraphrasierte Erzählung ist ein auch in dieser Hinsicht geradezu klassischer Fall. Sie trägt nämlich einen nur auf den ersten Blick irritierenden Widerspruch in sich. Auf der einen Seite spiegelt das hohe Alter, das der Erzähler der Wormser Gemeinde beimisst, die Bindung der Juden an den Ort, den Stolz auf die zweitausendjährige Siedlungsgeschichte und das Selbstbewusstsein einer Gemeinde, die es an Heiligkeit beinahe mit dem Jerusalemer Kultzentrum aufnehmen kann. Auf der anderen Seite erscheint dieser Stolz aber keineswegs ungebrochen. Im Gegenteil wird gerade die Tatsache der fortgesetzten Existenz einer jüdischen Gemeinde in der Stadt als strafwürdige Sünde gebrandmarkt, während man schließlich – im Akt des Erzählens selbst – dem Wormser Lokalstolz dessenungeachtet neue Nahrung gibt.

Dieser Widerspruch lässt sich auflösen, wenn wir uns die Einleitung der Erzählung näher ansehen. Danach kannte Juspa Schammes die Geschichte gar nicht aus Worms, sondern aus seiner Heimatstadt Fulda. Als er nämlich ein junger Talmudschüler in Fulda gewesen sei, war sein Lehrer ein gewisser Rabbi Pinchas Segal aus Prag. Eines Abends im Jahr 1620 – Juspa war sechzehn Jahre alt – hätten die jüdischen Gelehrten der Stadt beisammen gegessen und von längst vergangenen Tagen gesprochen. Damals, so Juspa, habe Rabbi Pinchas erzählt, wie sein eigener Lehrer, der große Jehoschua Falk von Lemberg, begründet habe, dass gerade die Juden von Worms so viele Verfolgungen hätten erleben müssen: mit der Erzählung von ihrer Weigerung nämlich, am Ende des babylonischen Exils ins Heilige Land zurückzukehren, die Juspa im Folgenden wiedergibt. Diese Geschichte also, die häufig als der Inbegriff eines naiven Lokalpatriotismus seitens der Wormser Juden angeführt wird, reflektiert tatsächlich eine Außenperspektive: Sie gibt wieder, was man sich unter den Gelehrten des jüngeren jüdischen Siedlungszentrums in Polen über den übertriebenen Stolz der letzten verbliebenen Gemeinde des alten Aschkenas erzählte.

Nun ist diese Geschichte nicht die einzige Erzählung über die Ursprünge der jüdischen Gemeinde zu Worms, die wir im *Mayse nissim* finden. Vielmehr schließt Juspa Schammes gleich eine zweite Gründungssage an. Während die erste Erzählung einleitend feststellt, die Wormser Gemeinde sei zur

Juspa Schammes,  
*Mayse nissim*  
(Amsterdam 1696)





Zeit der Zerstörung des Ersten Tempels entstanden, berichtet sie in der Hauptsache, was geschehen sei, als die babylonische Gefangenschaft endete. Wie die Juden aber dort hingekommen seien, so Juspa, werde man weiter unten noch erfahren. Genau das erzählt uns die folgende Erzählung. Unter dem Titel *Mayse fun dalburger* ‚die Geschichte vom Dalburger‘ berichtet Juspa, was man ihm erzählt habe, nachdem er 1623 nach Worms gekommen war, um seine Studien an der dortigen Talmudhochschule fortzusetzen. Sein neuer Lehrer Elija Loans nämlich habe die Anfänge der jüdischen Ansiedlung in der Stadt mit einem Mitglied der bekannten Wormser Adelsfamilie Dalberg in Zusammenhang gebracht.

**Ein junger Adelsmann und sein jüdischer Wohltäter**

Dieser Mann sei in seiner Jugend sehr wissbegierig gewesen und nach Jerusalem gereist, um Arabisch zu lernen. Er war damit allerdings noch nicht sehr weit gekommen, als ihm das Geld ausging und er krank wurde. Er lag also mittellos in der Gosse und beklagte sein Schicksal. Das hörte zufällig ein Jude, der Deutsch verstand; er nahm den jungen Mann bei sich auf und pflegte ihn, bis der alte Dalberg Geld schickte und seinen Sohn nach Hause holen ließ. Als der Vater aber starb und der Sohn sein Erbe antrat, habe er in der Familienchronik festgehalten, wie es ihm ergangen war, damit seine Nachfahren sich den Juden erkenntlich zeigen würden, sobald sich eine Gelegenheit böte. Daher, so Juspa, komme der Brauch, dass bei einer Hochzeit oder Beerdigung unter den Juden in Worms immer zwei Diener der Familie Dalberg als Begleitung mitgegangen seien.

Als viele Jahre später ein Offizier aus derselben Familie zugegen war, als die Völker Jerusalem belagert und eingenommen hätten und viele Juden getötet oder gefangen genommen wurden, gedachte dieser Mann des Auftrags seines Vorfahren: Er brachte eine Anzahl Juden mit nach Worms, gab ihnen ein Stück Land und ließ sie sich dort ihre Häuser bauen. Da die Nichtjuden damals Juden aber nicht hät-

ten leiden können, habe er bei Hochzeiten und Beerdigungen zum Schutz der Juden immer seine Leute vorausgeschickt. Das sei bis heute so geblieben.

Die Erzählung dient offenbar zunächst dazu, einen bestimmten Brauch, der in der Wormser Gemeinde seinerzeit gepflegt wurde, historisch zu begründen. Konkret geht es um das Recht der Familie Dalberg, bei jüdischen Hochzeiten oder Beerdigungen die Beteiligten auf ihrem Weg durch die Stadt durch einen oder zwei ihrer Diener begleiten zu lassen. Der modernen Forschung zufolge hatte der Bischof als Stadtherr von Worms dieses Geleitsrecht der Familie Dalberg überlassen, die seit spätestens 1239 seine Kämmerer stellte; es ist 1392 zuerst erwähnt, war aber schon damals mit dem Hinweis versehen, dies sei „von Alter“ so gewesen, und hatte bis zum Ende des Alten Reichs Bestand.

Wann der Brauch genau eingeführt wurde, geht aus Juspas Worten nicht eindeutig hervor. In seiner Erzählung erwähnt er ihn zweimal: einmal auf halber Strecke, ein zweites Mal gegen Ende. Tatsächlich erzählt Juspa Schammes hier *zwei* Geschichten, die beide den Ursprung des Dalberg’schen Geleits begründen sollen. Es ist zunächst die fromme Tat eines Jerusalemer Juden, die an den Barmherzigen Samariter des Lukasevangeliums erinnert, welche den Wunsch des jungen Dalberg weckt, sie den Juden im Ganzen entsprechend zu vergelten. Da aber zur Zeit seines Abenteuers im Heiligen Land in Worms noch keine Juden lebten, bleibt es einem Nachfahren vorbehalten, diese noble Absicht in die Tat umzusetzen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Ereignisse zunächst in der Familienchronik festzuhalten, um die Dankbarkeit so über die Generationen zu bewahren.

Wie sich die beiden Teile der Erzählung chronologisch zueinander verhalten, bleibt dabei offen. Wann genau haben sich diese Dinge zugetragen? Der erste Teil mit dem in Jerusalem gestrandeten jungen Mann geht offenkundig dem zweiten von der Teilnahme seines Nachfahren an Belagerung und Eroberung der Stadt voraus. Dieser zweite wiederum soll offenbar in der sehr fernen Vergangenheit spielen, setzt andererseits aber voraus, dass ein Jude – als Ausnahme unter der arabischsprachigen Bevölkerung Jerusalems – Deutsch versteht. Man hat daraus schließen wollen, dass die Belagerung Jerusalems durch „die Völker“ in die Zeit der Kreuzzüge zu setzen sei. Dem allerdings widerspricht Juspas erste Erzählung, derzufolge die zweite erklären

solle, wie die Juden nach Worms gekommen seien – und zwar ausdrücklich zur Zeit der Zerstörung des Ersten Tempels.

Nun scheint es nicht unbedingt wahrscheinlich, dass ein deutscher Adliger, ob Dalberg oder nicht, an der Belagerung Jerusalems durch Nebukadnezar im 6. vorchristlichen Jahrhundert teilgenommen hätte. Es liegt deshalb nahe, an eine weitere Möglichkeit zu denken. Unter den Nichtjuden in den deutschen Landen war nämlich seit dem Mittelalter die Auffassung weit verbreitet, dass die Zerstreuung der Juden im Allgemeinen und ihre Ansiedlung in Deutschland im Speziellen auf die Zerstörung nicht des Ersten, sondern des Zweiten Tempels im Jahr 70 n. Chr. zurückging. Genau diese Auffassung, die die Entstehung der jüdischen Diaspora als Folge dieser zweiten Tempelzerstörung begreift, ist am Ende des Mittelalters – ausdrücklich auf Worms bezogen – in der Stadt belegt. Sie erscheint prominent in der lateinischen Chronik, die der Augustinerchorherr Johannes Heydekyn um das Jahr 1500 im Kloster Kirschgarten vor den Toren der Stadt zusammenstellte.

#### **Eine böswillige christliche Variante im Hintergrund**

Hier erfahren wir, dass der römische Feldherr (und spätere Kaiser) Vespasian und sein Sohn Titus, als sie nach Judäa geschickt wurden, um den Aufstand der Juden niederzuwerfen, Hilfstruppen mitführten, die in Italien, Gallien und Germanien ausgehoben worden waren. Dazu gehörten adlige Angehörige des Stammes der Vangionen, die am Mittelrhein ansässig waren. Als nun Jerusalem erobert wurde, kamen eine Million Juden ums Leben, noch mehr wurden als Sklaven verkauft – und „wie sie Christus für dreißig Silberlinge gekauft hatten, so wurden sie selbst jetzt zu je dreißig für einen Dinar verkauft“. Als die Vangionen später nach Deutschland zurückkehrten, hätten sie schöne jüdische Mädchen mitgebracht und diese „zum Zwecke ihrer Wollust missbraucht“. Die Kinder aber, die aus diesen Verbindungen geboren wurden, seien von ihren Müttern, so gut sie eben konnten, im jüdischen Gesetz erzogen worden. Das sei der wahre Ursprung der Juden von Worms: Viel mehr als die Nachfahren der alten Judäer seien sie Nachkommen germanischer Krieger. Die Juden selbst allerdings, so Heydekyn abschließend, wollten davon nichts hören.

Es ist schwer vorstellbar, dass Juspa – oder die jüdischen Zeitgenossen, auf die er sich beruft – die la-

teinische Chronik des Kirschgartener Mönchs kannten. Es ist aber nicht auszuschließen, dass sie diese Geschichte tatsächlich zu hören bekamen, ob sie wollten oder nicht, dass sie ihnen also mündlich überliefert wurde. Heydekyn selbst bringt ein Beispiel, wie man sich einen solchen Austausch zwischen Juden und Christen vielleicht vorstellen darf. Ein Bekannter von ihm nämlich seligen Angedenkens, Kanoniker an Sankt Martin und Beamter des Herrn Domprobst, habe die Juden häufig damit aufgezo-gen, dass er sie, wären sie wirklich die Juden, die sie zu sein vorgaben, um der Verehrung willen, die er für die Patriarchen und die Propheten empfand, in hohen Ehren gehalten hätte. Da sie aber von – milde ausgedrückt – jungen Mädchen abstammten, habe sein Respekt für sie ein bisschen gelitten.

Das hier vorgebrachte Argument ist ein Klassiker christlicher Enterbungstheologie. Nicht die zeitgenössischen Juden waren danach die legitimen Erben des biblischen Israel, sondern die christliche Kirche. Wenn wir Heydekyn glauben wollen, waren solche Dialoge – halb Scherz, halb Ernst – im Alltag der spätmittelalterlichen Stadt vielleicht gar keine Ausnahme. Vor dem Hintergrund solcher Diskussionen beginnen wir zu verstehen, was Juspa hier macht. Sein Interesse liegt in erster Linie darin, diese christliche Version zu widerlegen. Nach seiner zweiten Erzählung war die Ansiedlung von Juden in Worms nicht die Folge der militärischen Niederlage gegen die Römer – und schon gar nicht ein Ergebnis der sexuellen Versklavung jüdischer Mädchen. Vielmehr seien die Juden nach Worms gekommen, weil ein lokaler Adelsmann ihnen aufgrund der guten Tat eines Jerusalemer Juden einen Gefallen schuldete. Das Dalberg'sche Judengeleit, nach jedermanns Ermessen uralt und so wichtig für Juspa, dass er es sogar zweimal begründet, dient also dazu, als Ausdruck der engen Beziehung zwischen den Juden und dieser Familie, die in graue Vorzeit zurückreichte, seine Version zu beglaubigen.

Das ist aus einem weiteren Grunde wichtig. Die Kirschgartener Chronik schreibt der jüdischen Gemeinde von Worms ja nicht allein einen schändlichen Ursprung zu – ihre Version hat auch ganz klare chronologische Implikationen. Indem er die Ankunft der Juden in Worms in die Zeit unmittelbar nach der Zerstörung des Zweiten Tempels datiert, stellt sich der Kirschgartener Mönch in die christliche Tradition, die die jüdische Diaspora ganz aus-

drücklich als Strafe für die Kreuzigung auffasst. Offenkundig wird das in dem Motiv von den Juden, die in Gruppen zu je dreißig für einen Silberling verkauft worden seien – eine boshafte Umkehrung der Passionsgeschichte, derzufolge Judas Iskariot Jesus für dreißig Silberlinge verraten habe. Es ist genau diese christliche Theologie göttlicher Vergeltung, die Juspa zurückweist, ohne das allerdings ausdrücklich zu sagen. Stattdessen verwendet er das Motiv eines deutschen Teilnehmers bei der Belagerung Jerusalems auf eine Weise, die dazu dienen soll, die Glaubwürdigkeit seiner eigenen Version zu stützen, nach der die Juden Jahrhunderte zuvor bei der Zerstörung des Ersten Tempels nach Worms gekommen seien. Zum Zeitpunkt der Kreuzigung war die Gemeinde von Worms also bereits alt und ehrwürdig; ihre Gegenwart in der Stadt war nicht Strafe, sondern Belohnung.

#### Die Wormser Juden und das „Schreiben aus Jerusalem“

Wir haben eingangs erwähnt, dass eine ähnliche Legende, derzufolge die lokale jüdische Gemeinde bis in vorchristliche Zeit zurückging, sich auch in anderen deutschen Städten findet. In ihrer wiederum klassischen Form tritt sie als ein Briefwechsel zwischen der jeweiligen Gemeinde und ihren Glaubensbrüdern in Jerusalem zum Zeitpunkt der Kreuzigung in Erscheinung. Eine Fassung dieser angeblichen Korrespondenz, die sich im Wortlaut erhalten hat, situiert das Geschehen tatsächlich in Worms. Sie erscheint in einer der vielen Fassungen des *Toldot Jeschu*, der ‚Geschichte Jesu‘ also, der jüdischen Gegengeschichte zu den Evangelien, die in ihren Ursprüngen wohl noch in die rabbinische Zeit zurückgeht, aber zumeist nur in sehr jungen Handschriften überliefert ist; wenn sie gedruckt wurde, dann durch Christen. So auch die uns interessierende Fassung, die der christliche Gelehrte Johann Jacob Huldreich 1705 in Leiden herausbrachte. Hier wird berichtet, nach der Gefangennahme Jesu habe der König (gemeint ist Herodes Antipas) Briefe ins Ausland geschickt an den kleinen Sanhedrin, sie möchten zum Pessachfest nach Jerusalem kommen, um Jesus zu richten. Die Leute von Worms und der kleine Sanhedrin des Wormser Umlandes hätten jedoch geantwortet, man möge Jesus in Ruhe lassen und ihn nicht töten. Dann werde er sich schon selbst ins Verderben stürzen; dann würden alle sehen, dass an seinen Worten nichts sei. Der König aber und die Weisen hätten nicht auf die Worte des

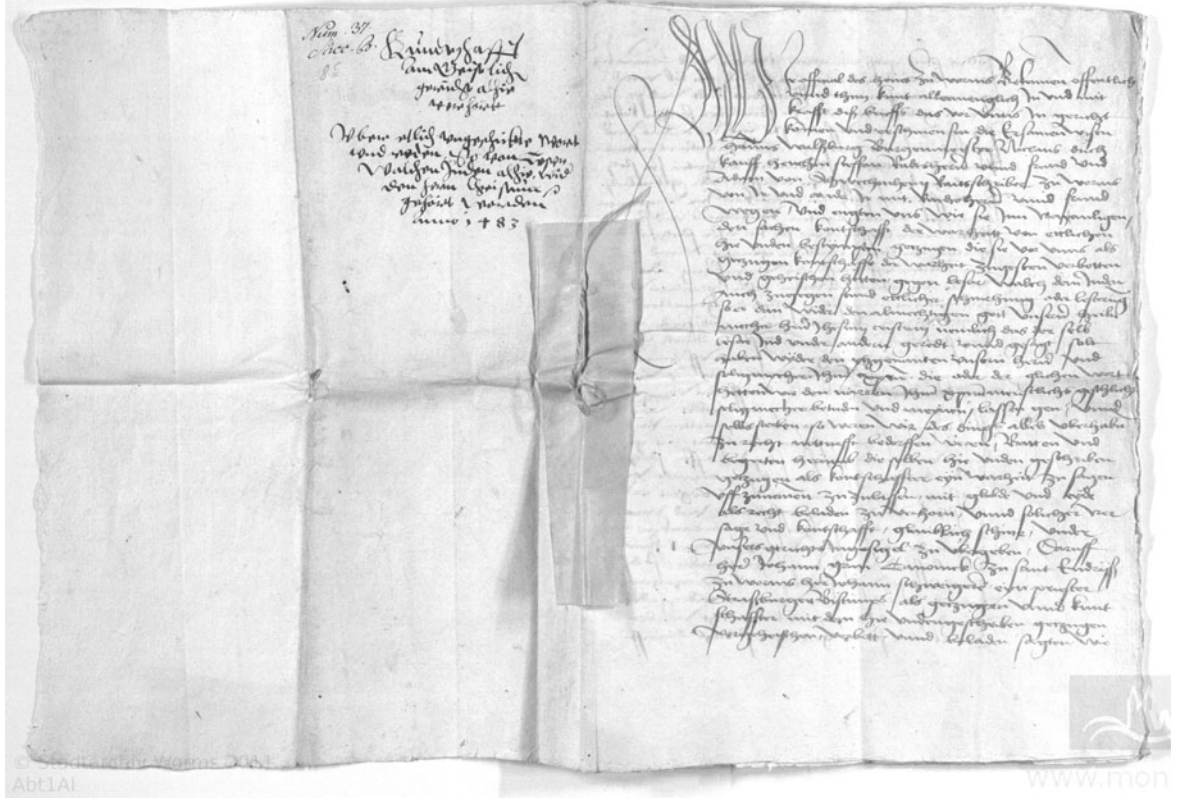


Johann Jacob Huldreich (Hg.),  
*Historia Jeschuae Nazareni*  
(Leiden 1705)

Sanhedrin zu Worms gehört.

Die apologetische Zielrichtung dieser Überlieferung ist mit Händen zu greifen. Die seit Urzeiten in Worms ansässigen Juden sind nicht nur nicht dabei gewesen – sie haben im Gegenteil sogar aktiv von der Kreuzigung abgeraten. Die Handschrift, die Huldreichs Ausgabe zugrunde liegt, ist nicht erhalten. Die Denkungsart, die sein Text den Wormser Juden der Zeit Jesu hier zuschreibt, ist im 15. Jahrhundert unter ihren Nachfahren in der Stadt jedoch belegt. Wir finden sie in einem Verhörprotokoll, das 1483 vor dem bischöflichen Gericht aufgenommen wurde und das eine wiederum sehr freimütige Unterhaltung zwischen einem Wormser Juden und zwei christlichen Geistlichen zum Thema hatte. Dabei hatte einer der Letzteren zu dem Juden gesagt, er sei doch so nett. Ob er sich denn wirklich nicht taufen lassen wolle? Darauf hatte der Jude in ähnlichem Ton erwidert, dass sich die Juden viel erspart hätten, hätten sie „den Narren Jesus“ nur von allein sterben

Bericht über ein Verhör vor dem geistlichen Gericht zu Worms, 1483 (Stadtarchiv Worms Abt 1 A II - 0561)



lassen. Diese Worte nun hatte einer der beiden Christen unvorsichtigerweise vor weniger wohlwollenden Ohren wiederholt, was eine kirchenrechtliche Untersuchung zur Folge hatte, die den Geistlichen in erhebliche Verlegenheit brachte, letzten Endes aber offenbar keine dramatischen Konsequenzen für sein jüdisches Gegenüber nach sich gezogen zu haben scheint. Immerhin hat der Zwischenfall auf diese Weise einen archivalischen Niederschlag gefunden, der noch einmal einen Einblick in Neckereien zwischen Juden und Christen gibt, wie es sie vielleicht häufiger gegeben haben könnte, als unsere Quellen uns das im Allgemeinen sehen lassen.

Die Auffassung, dass man Jesus nicht hätte hinhängen sollen, mag unter Wormser Juden der Vormoderne also vielleicht gar nicht selten gewesen sein. Juspa Schammes lässt sie dennoch unerwähnt. Dabei hat die Geschichte, mit der er seine jiddische Erzählung eröffnet, einige wesentliche Elemente mit der Überlieferung in Huldreichs *Toledot Jeschu* gemeinsam: Da wie dort spielt Worms eine Rolle als „kleines Jerusalem“, als Sitz eines kleinen Sanhedrin, eines Gegenstückes also zum Jerusalemer Hohen Rat, der in der Passionsgeschichte der Evangelien eine unrühmliche Rolle spielt; da wie dort erhalten die Wormser ein Schreiben aus Jerusalem mit der Aufforderung, zum Pessachfest das Heilige Land zu besuchen; da wie dort schließlich lehnen die Wormser das Ansinnen der Absender im großen Jerusalem höflich ab.

Angesichts dessen dürfen wir in Juspas erster Erzählung vielleicht tatsächlich eine Variante der Überlieferung vom „Schreiben aus Jerusalem“ sehen, welche in seiner Sammlung selbst durch Abwesenheit glänzt. Aus der Perspektive des jüngeren jüdischen Siedlungszentrums in Osteuropa wird in dieser Variante allerdings etwas ganz anderes verhandelt: was diese Perspektive nämlich als den Versuch der Wormser Juden auffasst, sich mit dem Hinweis auf das hohe Alter der eigenen Gemeinde, welches eine Verantwortung für den Tod Jesu aus-

schließt, aus dem kollektiven Schicksal der Juden unter christlicher Herrschaft zu verabschieden. Ironischerweise war es gerade dieser Versuch, mit dem die Wormser Gemeinde so viele Verfolgungen auf sich gezogen habe.

#### Die Wormser Juden – Kriegsgefangene eines Dalberg'schen Vorfahren?

Kehren wir abschließend noch einmal zur Geschichte vom jungen Herrn Dalberg zurück. Wir haben gesehen, dass Juspas zweites Stück darauf abzielt, das christliche Narrativ von der Verschleppung der Juden nach Worms infolge der Kreuzigung zu widerlegen, indem es seinerseits behauptet, dass sie bereits Jahrhunderte früher aus Dankbarkeit nach Worms eingeladen worden seien; zur Beglaubigung beruft die Geschichte sich auf die enge Beziehung zur Familie Dalberg.

Nun schließen diese beiden Varianten einander nicht notwendig aus. Vielmehr sind sie leicht dahingehend zu kombinieren, dass es ein Angehöriger der Familie Dalberg war, der Juden als Gefangene mitgebracht hätte. Ende des 15. Jahrhunderts, als der Kirschgartener Mönch seine Chronik zusammenstellte, war eine solche Gleichsetzung der germanischen Adligen unter Titus mit den Vorfahren der Familie Dalberg offenbar noch nicht erfolgt. Zweihundert Jahre später sah dies bereits anders aus. Als der französische Hugenotte Maximilien Misson, der Verfasser einer vielgelesenen *Italienischen Reise*, 1687 durch Worms kam, erzählte man ihm dort, ein Herr aus dem Hause Dalberg habe, „nachdem er gar viel Juden aus dem gelobten Lande mit sich gebracht, deren dreißig vor ein einziges Stück Silber Geld an die Stadt Worms verkauft, daher sie denn, nebst ihren nachkommen lange Zeit als Sklaven gehalten worden, bis sie sich endlich losgekauft, und nun all da so frey leben, als die andern Einwohner“.

Missons Darstellung wiederum kam dem lutherischen Gymnasiallehrer Johann Jacob Schudt in Frankfurt in die Hände, dem Verfasser der *Jüdischen*

*Merckwürdigkeiten*, einer ebenso informativen wie gehässigen Beschreibung jüdischen Lebens in Geschichte und Gegenwart. Schudt zitierte Misson, stellte zugleich aber fest, einem Dalberg'schen Bedienten zufolge habe ein gewisser Ritter von Dalberg eine jüdische Familie, die ihm große Treue bewiesen habe, zur Zeit der Zerstörung Jerusalems unter seinen Schutz genommen und mit sich nach Worms gebracht; daher rühre ihr noch bestehendes Recht an den Wormser Juden. Das zeigt, dass Juspas positivere Variante der Geschichte zu Anfang des 18. Jahrhunderts im Dalberg'schen Haushalt nicht nur bekannt, sondern bei manchen offenbar auch als historische Tatsache akzeptiert war. Es liegt nahe, dass jüdische Hochzeiten oder Trauerfälle den Dalberg'schen Dienern immer wieder Gelegenheit boten, sich mit Juden über den Grund für ihre Gegenwart auszutauschen.

#### Der Niederschlag der Erzählung in den Büchern der Herren von Dalberg

Wie mögen nun die Angehörigen der Familie Dalberg selbst ihre Beziehung zu den Juden gesehen haben? War ihnen ihre Rolle in der Debatte überhaupt bewusst? Juspas Text behauptet, ein schriftliches Zeugnis über die Erlebnisse ihres Vorfahren in Jerusalem habe sich bis auf den heutigen Tag in ihren Büchern erhalten. Es kann deshalb kaum verwundern, dass Historiker unterschiedlicher Couleur sich in diesem Zusammenhang für das Dalberg'sche Familienarchiv interessiert haben. Schudt selbst hatte „durch einen Freund bey denen Hoch-Edlen Herren von Dahlberg um einige Nachricht anhalten lassen, ist aber in der That nichts erfolgt“.

Die heutigen Nachfahren der Familie Dalberg haben sich unserer Anfrage gegenüber aufgeschlossener gezeigt. Das Stammbuch der Familie Dalberg, das sich heute im Besitz von Seiner Durchlaucht Michael Prinz zu Salm-Salm in Wallhausen befindet, beginnt in der Tat mit der Geschichte eines Vorfahren, der in den römischen Legionen gedient haben soll. So herausragend waren die Leistungen

dieses Gaius Marcellus, dass er von Augustus mit dem Titel eines *comes* belohnt wurde – einem hohen Amt in der römischen Provinzialverwaltung, das die Nachgeborenen sich offenbar als die Entsprechung des bischöflichen Kämmereramtes vorstellten. Allerdings spielt die Geschichte des Marcellus nicht unter Titus und Vespasian, sondern zwei Generationen früher. Gaius Marcellus nämlich habe als römischer Offizier den Rheinübergang in Worms tapfer gegen die Germanen verteidigt, nach der Varusschlacht im Jahre 9 n. Chr. den gefangenen Varus befreit, stattdessen Arminius gefangen genommen und mit der Drohung, ihn zu töten, die Germanen zum Friedensschluss gezwungen.

Juden werden hier überhaupt nicht erwähnt. Jerusalem allerdings sehr wohl. Dasselbe Stammbuch nämlich bringt im Anschluss den Text eines Schreibens, das derselbe Gaius Marcellus in hebräischer Sprache auf ein Stück Rinde geschrieben an einen seiner Offiziere geschickt haben soll und in dem er ihm mitteilt, heutigen Tages solle „der Zimmermann Sohn, welcher von Nazareth auß Galiläa wahr undt sich vor einen wahrhaftigen Prophet undt Juden König auffgeworffen hatt, [...] nach ausgestandener vieler Verspottung mit dem Todt deß Creütz von Leben zum Todt von dem Pontio Pilato Landflegler und Richter in Judaea zu Jerusalem verdambt worden seyn“.

Wie der genannte Gaius Marcellus dazu gekommen sein soll, diesen Brief abzufassen, und was er, der zur Zeit der Kreuzigung doch kein junger Mann mehr gewesen sein kann, überhaupt in Judäa machte, wird in keiner Weise thematisiert. Stattdessen gibt sich der Mainzer Domstifts-Genealoge Johann Nicolaus Bickart, der das Stammbuch 1728 zusammenstellte, erhebliche Mühe, die Authentizität des Schreibens glaubwürdig zu machen; er selbst habe das betreffende Stück Rinde „in original 1698 bey ihro Hochw[ürden] undt Gnaden Herrn Friederich Anton Cämmerer von Wormbs Freyherrn von Dalberg nunmehr seel: gewesen Dhomb Capitular zu Mayntz in händten gehabt“.

Einer der  
Dahlbergischen Bedienten hingegen hat einen Freund versichert / von dieser Sache so viel gehört und verstanden zu haben / daß ein gewisser Ritter von Dahlberg eine jüdische Familie / so ihm viel Treu bewiesen / unter seinen Schutz / zur Zeit der Zerstörung Jerusalems / genommen / und in Europam / und sodann mit sich nach Worms / geführt / daher rühre ihr noch habendes Recht auf die Wormser Juden.

Johann Jacob Schudt,  
*Jüdische Merckwürdigkeiten*  
(Frankfurt am Main/Leipzig  
1714–18)

Der modernen Forschung zufolge geht die genealogische Konstruktion, die die Familie Dalberg mit einem berühmten Vorfahren namens Gaius Marcellus verbindet, nicht weiter als bis in das 17. Jahrhundert zurück. Sie mag damals dem Zweck gedient haben, der Familie einen weiteren Titel zu sichern. Das hatte Erfolg: 1653 wurden die Dalberg tatsächlich durch Kaiser Ferdinand III. in den erblichen Reichsfreiherrnstand erhoben.

#### Juden, Christen und die Anfänge der jüdischen Gemeinde von Worms

Wenn wir uns im Dalberg'schen Familienarchiv also eine unabhängige Bestätigung von Juspas „Geschichte vom Dalburger“ erhofft haben, so wird diese Erwartung enttäuscht. Was wir finden, ist allerdings auf seine Weise aufschlussreich. Die Dalberg hatten ganz offensichtlich mehr als nur eine Ahnung von dem Geflecht unterschiedlicher Erzählungen, das die Frage nach dem Alter der jüdischen Ansiedlung in Worms umgab. Es mag unter ihrer Würde gewesen sein, sich mit ihrer eigenen Rolle in diesen Erzählungen auseinanderzusetzen. Das hinderte die Haushistoriographie der Kämmerer von Worms aber nicht daran, sich ihrerseits eine dritte Variante anzuverwandeln – die Geschichte vom Schreiben aus Jerusalem, das die Wormser Geschichte mit der Kreuzigung zusammenbringt. Wenngleich diese Variante, wie wir gesehen haben, nicht bei Juspa erscheint, so war sie im 17. Jahrhundert in Worms doch ganz offensichtlich bekannt. Wie die jüdische war auch die christliche Seite nicht darüber erhaben, die gemeinsame und zwischen beiden Seiten umstrittene Geschichte von Juden und Christen so umzudeuten, dass sich daraus ein Vorteil für die eigene Selbstdarstellung ergab.

So bieten die narrativen Quellen, die sich in und um Worms erhalten haben, in ihrer Gesamtheit einen seltenen Einblick in die Art und Weise, wie sich historische Überlieferung zwischen Juden und Christen in einer Stadt konstituierte, die ihre Juden am Ende des Mittelalters nicht vertrieben hatte. Die Vorstellungen, die man sich auf beiden Seiten von der gemeinsamen Geschichte machte, entwickelten sich dabei nicht in Isolation voneinander. Im Gegenteil deuten unsere Quellen auf einen ständigen Austausch hin. Erzählt, so darf man den Befund vielleicht zusammenfassen, wurde immer. Mal zog man sich gegenseitig auf, mal war die Auseinandersetzung aggressiver. Austausch fand auch und viel-

leicht gerade zwischen den unterschiedlichen Gruppen statt – zwischen Juden und Nichtjuden, zwischen Wormsern und Außenseitern.

Von den zwei Gründungssagen, die Juspa Schammes um die Mitte des 17. Jahrhunderts in seine jiddische Sammlung aufnahm, führt die zweite, die „Erzählung vom Dalburger“, in zweifacher Hinsicht einen Dialog mit christlichen Intertexten. Zum einen dokumentiert ihre chronologische Konstruktion ein großes Interesse daran, die den Juden aufgebürdete Verantwortung für die Kreuzigung Christi von der eigenen Gemeinde abzuwenden; in dieser Hinsicht steht sie dem Motiv des Schreibens aus Jerusalem nahe, das wir in anderen Quellen finden. Auf der anderen Seite gibt Juspa sich redliche Mühe, die unerfreulichen Umstände, unter denen die Anfänge jüdischer Siedlung in Worms nach christlicher Auffassung stattgefunden hatten, durch eine Version zu ersetzen, die jüdische Existenz in Aschenas nicht als göttliche Strafe, sondern als Belohnung für ein Wohlverhalten darstellt, das höchsten christlichen Ansprüchen genügen musste.

Dass Juden – als diejenige von den beiden Gruppen, die sich der anderen gegenüber in der Minderheit befand – recht genau wussten, was man auf christlicher Seite über sie dachte, kann kaum überraschen. Interessanter ist deshalb die Feststellung, dass der narrative Dialog, dem wir hier nachgespürt haben, nicht als Einbahnstraße vorzustellen ist. Juspas Sammlung macht den Versuch, einer klassisch antijüdischen Ursprungserzählung des christlichen Mittelalters eine eigene Fassung entgegenzusetzen und dabei eine lokale Adelsfamilie hohen Ranges als Gewährsleute heranzuziehen. Diesem Anspruch gegenüber hielt sich die Familie Dalberg vornehm zurück; zugleich war es aber offenbar nicht unter ihrer Würde, sich ihrerseits diejenigen Elemente der jüdischen Apologetik anzueignen, die wiederum den eigenen Interessen nützlich sein konnte.

Einig waren sich beide Seiten in ihrem Bemühen darum, die Anfänge der eigenen Gegenwart in der Geschichte möglichst weit in die graue Vorzeit zurückzudatieren. Jede Seite versuchte, das Maximum aus dem beiden Seiten gemeinsamen narrativen Fundus herauszuholen. Es blieb Außenseitern vorbehalten, Außenseitern wie den osteuropäischen Gelehrten, deren Perspektive in Juspas erstem Stück überliefert ist, die Frage zu stellen, ob die Tatsache, dass man eine Geschichte in der Diaspora hatte, überhaupt Anlass zu Stolz sein konnte.



# „Das erste Zeichen einer Wiedergutmachung“?

Nichtjüdisches Engagement auf jüdischen Friedhöfen seit 1945

Katrin Keßler

Es gibt nur wenige Abkommen zwischen Bund und Ländern, die noch nie zur Diskussion standen. Eines davon ist die am 21. Juni 1957 geschlossene Vereinbarung über die Pflege der verwaisten jüdischen Friedhöfe,“ schrieb die *Jüdische Allgemeine* am 28. Juni 2007 anlässlich des 50. Jahrestages des Abkommens, nach dem Bund und Länder sich bis heute die Kosten für die Erhaltung erwaister jüdischer Friedhöfe hälftig teilen. Zwölf Jahre nach Kriegsende regelte der Vertrag der westlichen Bundesländer (außer Saarland und West-Berlin, die später beitraten) die Pflege jener Friedhöfe, die vielerorts als einzige Zeugnisse die Zeit des Nationalsozialismus überstanden hatten. Immer wieder war es zu Streit darüber gekommen, wer für die Instandsetzung zuständig sei und für die Kosten aufkommen müsse – die Länder, da diese für Kulturgüter zuständig waren, oder der Bund im Rahmen seiner ‚Wiedergutmachungsleistungen‘. Die wenigen kleinen jüdischen Gemeinden und Gemeinschaften waren mit dem Unterhalt der großen Zahl an Friedhöfen überfordert, zumal sie durchaus nicht als Nachfolgeinstitutionen der Vorkriegsgemeinden anerkannt wurden und keine Rückerstattungen erhielten.

Jüdische Friedhöfe blieben daher in der frühen Nachkriegszeit zunächst meist sich selbst überlassen. Offizielle Eigentümer des sogenannten herrenlosen Vermögens der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, zu dem auch die Friedhöfe gehörten, wurden die jüdischen Nachfolgeorganisationen in den vier Besatzungszonen. Schätzungen gehen von ca. 1.700 jüdischen Friedhöfen in der französischen, britischen und US- und weiteren 300 in der sowjetischen Zone aus. Es ist anzunehmen, dass fast alle in der NS-Zeit geschändet wurden; eine genauere Übersicht wird im aktuellen Forschungsprojekt „Net Olam – Jüdische Friedhöfe im Fokus von Antisemitismus und Prävention“ erarbeitet (vgl. Kalonymos 1–2/2021, S. 18).

Nur wenige Fotografien gibt es vom Zustand der verwüsteten jüdischen Friedhöfe nach 1945; auf den meisten waren die Grabsteine umgeworfen und zerschlagen, in einigen Fällen auch entwendet und als Baumaterial genutzt wurden. Einige Friedhöfe hatte man vollständig abgeräumt und überbaut. Obwohl jüdischen Friedhöfen wohl anfangs weder in der jüdischen noch in der nichtjüdischen Bevölkerung eine hohe Priorität eingeräumt wurde, erfolgten in einigen Orten bereits wenige Monate nach Kriegsende erste Aufräumarbeiten. Nicht selten waren diese durch die (westlichen) Besatzungsmächte angeord-

net worden – wie z. B. in Bergheim, Hameln oder Rastatt. In Achim bei Bremen wurde eine Hecke zur Begrenzung auf Kosten ortsbekannter NSDAP-Mitglieder gepflanzt. Aus Varel berichtete der Bürgermeister im September 1945 über den Verlauf der von der Militärregierung beauftragten Instandsetzungen: „Ich habe zunächst veranlasst, dass der Friedhof sauber gemacht wurde. Die Wege wurden ausgeschaufelt und die Grabsteine, soweit vorhanden, aufgestellt. Auch die Grabstellen wurden gesäubert. Die Ausführung der Arbeiten erfolgte im Wesentlichen durch Angehörige der SA der Stadt Varel und Gemeinde Varel-Land.“ Zehn als „fanatische Antisemiten und SA-Angehörige bekannte Personen“ aus der Stadt sowie 16 Personen gleichen Hintergrundes aus der Landgemeinde waren dafür auf den Friedhof zitiert worden.

Einige dieser frühen Instandsetzungsarbeiten – vielleicht manches Mal widerwillig oder zumindest eher flüchtig durchgeführt – lassen sich auf Friedhöfen bis heute ablesen, z. B. in Form von Grabsteinen, die in falscher Richtung aufgestellt oder offensichtlich falsch zusammengesetzt wurden. Manchmal wurden Grabsteine zum vermeintlichen Schutz umgelegt, was nicht nur das Erscheinungsbild der Friedhöfe stark veränderte, sondern auch die Steine stärker der Verwitterung aussetzte (z. B. 1955 in Bremke, 1978 in Rostock, 1989 in Lübz). Zerschla-

*Im Teilprojekt „Erinnern, Mahnen, Gedenken“ des Verbundvorhabens „Net Olam – Jüdische Friedhöfe im Fokus von Antisemitismus und Prävention“ am Steinheim-Institut untersucht die Bet Tfila - Forschungsstelle für jüdische Architektur, TU Braunschweig, die Rolle jüdischer Friedhöfe in der Vermittlungs- und Präventionsarbeit seit 1945. Wir freuen uns über Hinweise zu vergangenen und aktuellen Projekten! Bitte schreiben Sie an Katrin Keßler, k.kessler@tu-braunschweig.de.*

*Dr.-Ing. Katrin Keßler ist Mitarbeiterin im Projekt Net Olam an der Bet Tfila*

Verwüsteter jüdischer Friedhof in Frankfurt/Main, ca. 1946-48 (United States Holocaust Memorial Museum, courtesy of Herbert Friedman)



Sommerlager der Aktion Sühnezeichen  
auf dem jüdischen Friedhof  
Berlin-Weißensee, 1979  
(Fotoarchiv Aktion Sühnezeichen  
Friedensdienste)



gene Steine wurden bei diesen Arbeiten oft nicht rekonstruiert, sondern abtransportiert und gingen so unwiederbringlich verloren.

Anders ist die Lage auf Friedhöfen, die von den wenigen jüdischen Gemeinden selbst instand gesetzt wurden, wie z. B. vier Monate nach Kriegsende in Warburg/Kreis Höxter. Hier gestaltete man wohl erstmals in Deutschland ein Mahnmal aus Bruchstücken, die keinem Grab mehr zugeordnet werden konnten, wie die *Jüdische Wochenzeitung* am 6. Januar 1947 berichtete. Das Mahnmal trägt die Inschrift „Zum Andenken an die Opfer | der verhängnisvollen Jahre 1933–1945 | Die Überlebenden des Kr. Warburg. [Schmalseite:] Erbaut im September 1945. Proj.: Dipl. Ing. Edmund Balsam, Krakau | Ausgef.: Hch. Wiegand, Warburg“. Balsam (1888–1954), in Wilamowice (ehem. Wilmesau, Schlesien) geboren, war als Landvermesser im Raum Krakau tätig und kam als polnischer Offizier im Zweiten Weltkrieg nach Warburg. Neben Warburg stellte er auch die jüdischen Friedhöfe in Höxter und Beverungen wieder her. Zerbrochene Grabsteine wurden bei seinen Instandsetzungen durch neue aus Kunststein ersetzt.

Den Anstoß zu Instandsetzungen gaben jedoch nicht nur die Besatzungsmächte und die neu gegründeten jüdischen Gemeinschaften, sondern auch viele Juden und Jüdinnen aus dem In- und Ausland, die sich aus der Ferne nach den Gräbern ihrer Angehörigen erkundigten oder die Orte persönlich besuchten. Zahlreich sind die Beschwerden über den Zustand der Friedhöfe, und vielerorts waren es diese Eingaben, die dazu führten, dass Instandsetzungen überhaupt stattfanden – und in manchen Fällen stammte auch die Finanzierung dieser Arbeiten aus diesem Kreis. Im Frühjahr 1951 und erneut im Jahr darauf schrieb der aus Nienburg stammende Ernst London-Lottorf, der zu diesem Zeitpunkt in Hamburg lebte, an die Stadtverwaltung und beklagte die „unvorstellbare Verwahrlosung des Friedhofs“. Die Stadtverwaltung stellte daraufhin zunächst fest, welche Arbeiten durchgeführt werden müssten (nämlich Gräberflächen mähen, Unkraut beseitigen, russische Kriegsgräber instandsetzen, die Wege mit Kies versehen und die Friedhofshalle reparieren) und antwortete, „dass es vornehmste Aufgabe des Stadtbauamtes und des Bauhofs sein wird, die Vernachlässigungen zu beseitigen.“ Eine Woche später forderte sie London-Lottorf jedoch zur finanziellen Beteiligung auf, da die Finanzmittel der Stadt knapp

seien: „Sollte es Ihnen, verehrter Herr London-Lottorf möglich sein, Geldmittel für die erste Instandsetzung und Pflege bereitzustellen, so könnte ich versprechen, Ihren Friedhof noch in diesem Jahr in einen Zustand zu bringen, der jedem Freude bereiten würde.“ Schon die Formulierung „Ihren Friedhof“ macht deutlich, dass die Stadt die überlebenden Juden und nicht sich selbst in der Pflicht sah, für die Instandsetzung des Friedhofs zu sorgen. Tatsächlich aber ließ sie Mäharbeiten durchführen, das Unkraut beseitigen, die Wege und die Friedhofshalle reinigen, ohne dass London-Lottorf dafür zahlte. Umfangreichere Instandsetzungsarbeiten für 3.500 DM fanden erst nach dem Abschluss des oben erwähnten Abkommens zwischen dem Land Niedersachsen und der Bundesregierung über die Finanzierung der Pflegearbeiten zu jeweils 50 Prozent statt. Dass dies kein Einzelfall war, zeigen weitere Beispiele. Im Juni 1954 besuchte der aus dem Ort stammende Arzt Max Arensberg, der in die USA emigrieren konnte, die Gräber seiner Eltern in Lauenau und stellte aus diesem Anlass Geld für die Anfertigung einer Pforte für den Friedhof zur Verfügung.

Tatsächlich hatte das Niedersächsische Innenministerium bereits am 18.10.1952 die Pflege aller verwaisten, instandgesetzten (!) jüdischen Friedhöfe in Niedersachsen mit Landesmitteln verfügt. Immerhin 30 Friedhöfe waren mit Landesmitteln im Zeitraum 1950–52 wiederhergestellt worden, jedoch fand eine dauerhafte Pflege nicht statt. Eine finanzielle Beteiligung des Bundes wurde damals bereits gefordert, die dann mit der fünf Jahre später geschlossenen Vereinbarung erfolgte.

Aber auch die Kirchen sahen die Herausforderung angesichts der zahllosen verwaisten jüdischen Friedhöfe. Auf ihrer Tagung in Weißensee bekannte die Synode der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) im April 1950 erstmals eine „Schuld an Israel“ und verurteilte den Antisemitismus. Sie forderte Landeskirchen und Propsteien zur Berichterstattung über jüdische Friedhöfe in ihrem Einflussbereich auf: „Wir bitten die christlichen Gemeinden, jüdische Friedhöfe innerhalb ihres Bereiches, sofern sie unbetreut sind, in ihren Schutz zu nehmen“. Die Aufforderung wurde in den Landeskirchen jedoch offenbar stillschweigend übergangen und hatte keinerlei Resonanz. Lediglich vereinzelt – so in Elmsborn – engagierte sich ein einzelnes Gemeindeglied für die Pflege des Friedhofs; allerdings geschah

*Wir wünschen allen  
unseren Leserinnen und Lesern  
ein fröhliches Chanukka, frohe Weihnachten  
und ein glückliches und gesundes  
neues Jahr 2023*

dies unabhängig von der Aufforderung.

In der sowjetischen Besatzungszone spielte das Erinnern an die „Opfer des Faschismus“ von Beginn an eine Rolle, allerdings engte der Hauptausschuss „Opfer des Faschismus“ (OdF) am 25. Juni 1945 den Personenkreis ein. Juden wurden als „passive“ Opfergruppe ausdrücklich ausgeklammert, was erst nach Protesten im Oktober 1945 revidiert wurde. Die Anerkennung änderte aber nichts an der Vernachlässigung und sogar weiteren Schändung und Abräumung jüdischer Friedhöfe, so dass 1948 unter dem Titel „Grabstätten klagen an“ in der Literatur- und Kulturzeitschrift *Heute und Morgen* ein mahrender Bericht über 60 Fälle von Schändungen jüdischer Friedhöfe seit 1945 in allen Zonen erschien. Der Autor Kurt Friedländer, Sekretär und späterer Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Schwerin, forderte, Mahnmale zu errichten und „die notwendigen Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen. [...] Es ist beschämend und kennzeichnend, daß sich auch in Mecklenburg nach [...] 1945 noch niemand gefunden hat, der sich ernstlich für das erste Zeichen einer Wiedergutmachung, der Instandsetzung jüdischer Friedhöfe im Lande, eingesetzt hätte“.

Da sich die Lage der Friedhöfe kaum änderte, gab es in der DDR 1956 einen weiteren Aufruf zur Wiederherstellung jüdischer Friedhöfe, der nun von der evangelischen Kirche vorgetragen wurde: Propst Heinrich Grüber, Bevollmächtigter der EKD bei der Regierung der DDR, rief zum 18. Jahrestag der Pogromnacht Jugendliche in Berlin dazu auf, die „Friedhöfe der jüdischen Gemeinde wieder so herzustellen, daß wir uns vor den Verstorbenen und dem Ausland nicht zu schämen brauchen. Die Jugend soll damit ein Stück der großen Schuld abtragen helfen, die das deutsche Volk auf sich geladen hat“. Obwohl der Aufruf zunächst auf Zustimmung beim DDR-Regime stieß und eine erste Vorbesprechung zwischen Jugendorganisationen aus Ost- und Westberlin am 20. Oktober 1956 mit Vertretern der FDJ positiv verlief, wurde sie nicht umgesetzt, da das Zentralkomitee der SED in der Initiative den Versuch sah „diese sogen. Organisationen bei uns zu legalisieren“. Stattdessen sollten die Kosten und Optionen einer staatlichen Hilfeleistung ermittelt werden und der Verband der Jüdischen Gemeinden die Initiative der EKD dankend ablehnen und bitten, „aus Gründen der Pietät, keine Mammutaktion auf dem Friedhof zu veranstalten“.

In der Bundesrepublik konnte bislang als frühes-

te solcher Unternehmungen eine Aufräumaktion durch die *Sozialistische Jugend – Die Falken* auf dem jüdischen Friedhof in Moringen im südlichen Niedersachsen im Jahr 1960 dokumentiert werden. Im selben Jahr regte der Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit beim Deutschen Städtetag an, „der heranwachsenden Generation das Schicksal der jüdischen Mitbürger nahe zu bringen“.

Tatsächlich dauerte es in Ost- und auch in Westdeutschland noch einige Jahre, bis sich Jugendgruppen – politische, kirchliche und andere – der Pflege jüdischer Friedhöfe annahmen. Die ökumenische gesamtdeutsche Organisation *Aktion Sühnezeichen* (gegr. 1958) wurde anfangs in ihren Bemühungen um jüdische Friedhöfe ebenfalls zurückgewiesen. In ihren Sommerlagern in der DDR widmete sich die Organisation daher zunächst dem Wiederaufbau von Kirchen und Gemeindeeinrichtungen sowie Gedenkstätten. Erst in den 1970er Jahren konnten durch direkte Kontakte zu jüdischen Gemeinden Einsätze erfolgen – zuerst 1977 auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee (insgesamt 15 Einsätze in den Jahren 1977 bis 1989) und in den 1980er Jahren dann in mehreren Orten in der Republik: Guben (1980), Gotha (1981–82), Nordhausen (1984), Oranienburg (1985), Walldorf (1985, 1987, 1990), Dessau (1986), Schwarza (1987–88), Marisfeld (1989–90) und Bleicherode (1990). Teilnehmer waren Schüler, Studenten und Berufstätige bis hin zu Rentnern. Eine Teilnehmerin, Barbara Franke, berichtet über ihren Lerneffekt beim Einsatz in Dessau 1986: „Jüdischer Friedhof, was haben wir in 10 Jahren Schule vom Judentum erfahren – nichts. Was wir vorfanden, Grabsteine für die Verwendung in den Straßenbau bereitgestellt. Für jüdische Menschen sind Friedhöfe ein guter Ort“. Gerd Vogel erinnerte sich vor allem an den Zustand, in dem man die jüdischen Friedhöfe vorfand: „In Gotha und Marisfeld arbeitete ich an der Freilegung von jüdischen Friedhöfen mit. Diese Friedhöfe befanden sich im Zustand jahrzehntelanger völliger Vernachlässigung. Die Grabsteine waren in diesem Urwald, der sich in dem halben Jahrhundert nach dem letzten Begräbnis entwickelt hatte, kaum mehr erkennbar. Ein Bewußtsein, daß es sich bei diesen Orten um etwas historisch Schützenswertes handeln könnte, war kaum vorhanden. Oft wurden wir mit der Meinung konfrontiert, diesen Friedhof sollte/ könnte man doch einebnen. Manchmal hörten wir

auch, endlich schafft hier jemand mal Ordnung. Die Traditionen des Judentums, der Mahnmalcharakter dieser Friedhöfe lagen völlig außerhalb der denkbaren Möglichkeiten.“

Seit den 1980er Jahren wurden fast alle jüdische Friedhöfen in Deutschland mit viel Engagement seitens verschiedener Gruppen, Behörden und jüdischer Gemeinden wieder hergerichtet. Sie dienen seither als Orte des Gedenkens und der Erinnerung.

#### Anmerkungen

1. Vgl. Andreas Wirsching, „Jüdische Friedhöfe in Schwaben 1933-1945“, in: Die Juden in Schwaben, hrsg. v. Michael Brenner, Sabine Ullmann, München 2013, S. 251–262, hier S. 251.
2. <https://www.groeschlerhaus.eu/erinnerungsorte/varel/varel-juedischer-friedhof/>
3. Pressemitteilung „Erschütterndes Mahnmal und bedeutendes Denkmal. LWL zeichnet jüdischen Friedhof in Warburg Denkmal des Monats April aus“, 4.4.2022 ([https://www.lwl.org/pressemitteilungen/nr\\_mitteilung.php?urlID=54644](https://www.lwl.org/pressemitteilungen/nr_mitteilung.php?urlID=54644), Aufruf am 16.9.2022).
4. Wilfried Wiedemann, „Individuelles und kollektives Gedächtnis. Zur Geschichte des jüdischen Friedhofs einer deutschen Kleinstadt nach 1945“, in: Die Gartenkunst. Joachim Wolschke-Bulmahn zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Bianca Maria Rinaldi und Inken Formann, 24. Jg., H. 1,

2012, S. 97–102, hier S. 98f.

5. Anke Quast, Nach der Befreiung: jüdische Gemeinden in Niedersachsen seit 1945 – das Beispiel Hannover, Göttingen 2001, S. 317.
6. Neue Anfänge nach 1945. Wie die Landeskirchen Nordelbiens mit ihrer NS-Vergangenheit umgingen, hrsg. v. d. Evang. Akademie der Nordkirche und dem Amt für Öffentlichkeitsdienst der Nordkirche in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg, Kiel 2017, S. 34.
7. Kurt Friedländer, „Grabstätten klagen an“, Heute und Morgen, S. 428f.
8. Timm, Angelika, „Der politische und propagandistische Umgang mit der ‚Reichskristallnacht‘ in der DDR“, in: Die geteilte Vergangenheit: Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten, hrsg. v. Jürgen Danyel, Berlin/Boston 2014, S. 213–224, hier S. 217.
9. Herbert Obenaus et al (Hrg.), Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen, Göttingen 2005, S. 1064 (Moringen) und S. 1286f.
10. Ich danke Bernhard Krane, Referent Archiv der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. für die Auskunft, E-Mail vom 8.9.2022. Berichte in Ute Jeromin, Sommerlager-Geschichten. Erinnerungen mehrerer Generationen an die erlebnisreiche Zeit mit Aktion Sühnezeichen, Franke/Sachsen 2014, S. 71 (B. Franke) und S. 96 (G. Vogel).

## Ein Zeuge Gottes vor der Welt

Zum 50. Todestag des jüdischen Religionsphilosophen Abraham Joshua Heschel

Annette Sommer

**E**s war in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als der Neukirchener Verlag nach und nach die Werke des jüdischen Religionsphilosophen Abraham Joshua Heschel in der Übersetzung von Ruth Olmesdahl veröffentlichte. Die Bücher entstammten Heschels Zeit in den USA, wohin er 1940 aus Europa geflohen war. Während er selbst auf diese Weise weiteren Gewaltakten der NS-Diktatur entkommen konnte, war eine seiner Schwestern bei einem Bombenangriff während des deutschen Überfalls auf Polen ums Leben gekommen. Zwei weitere Schwestern und die Mutter wurden in Konzentrationslagern ermordet.

In den USA gab es ein Wiedersehen mit der ältesten Schwester Sara und weiteren Familienmitgliedern. Fünf Jahre lehrte Heschel am Hebrew Union

College in Cincinnati, bis er 1945 als Professor für jüdische Ethik und Mystik ans Jewish Theological Seminary of America berufen wurde – eine Tätigkeit, der er bis zu seinem Lebensende nachging. Aus seiner 1946 geschlossenen Ehe mit der Pianistin Sylvia Strauss ging Tochter Susannah hervor, die sich als Professorin für Jüdische Studien ebenfalls einen Namen gemacht hat.

Der am 11. Januar 1907 in Warschau geborene Abraham Joshua Heschel wuchs mit mehreren Sprachen gleichzeitig auf, denn sowohl Jiddisch und Hebräisch als auch Polnisch und Deutsch spielten im Umfeld seiner Kindheit und Jugend eine Rolle. Prägend für seine Erziehung waren vor allem chassidische Werte wie Liebe, Mitgefühl, Gerechtigkeit und Frömmigkeit.

1927 begann er in Berlin das Studium der Wissenschaft des Judentums. Hier begegnete er Rabbiner Leo Baeck, der einer seiner Lehrer wurde. Mit dem 1962 erschienenen Buch *The Prophets* liegt uns eine Überarbeitung seiner 1932 verfassten Doktorarbeit über das prophetische Bewusstsein vor, ein Thema, das Heschel sein Leben lang beschäftigt hat.

Nachdem ihn Martin Buber 1937 als seinen Nachfolger ans jüdische Lehrhaus in Frankfurt am Main berufen hatte, wurde Heschel nur ein Jahr später von der Gestapo verhaftet und nach Polen ausgewiesen. Nach seiner Befreiung aus dem Internierungslager emigrierte er 1939 über Warschau und London in die Vereinigten Staaten. Eine Rückkehr nach Europa kam für ihn nach Kriegsende nicht infrage, denn – so seine Worte: „Wenn ich nach Deutschland oder Polen gehen sollte, würde mich jeder Stein, jeder Baum an Verachtung, Hass, Mord, an umgebrachte Kinder, an lebendig verbrannte Mütter, an erstickte Menschen erinnern.“

Heschels empathisches Wesen sowie sein ausgeprägter Sinn für Gerechtigkeit mögen der Grund für sein soziales, politisches und interreligiöses Engagement gewesen sein. So setzte er sich an der Seite Martin Luther Kings für die Rechte der Schwarzen ein oder äußerte zusammen mit anderen öffentlich seine Besorgnis hinsichtlich des Vietnamkriegs. Weniger im Bewusstsein ist, dass Heschel zusammen mit Kardinal Augustin Bea während des Zweiten Vatikanischen Konzils an der Abfassung der Erklärung *Nostra Aetate* mitgewirkt hat.

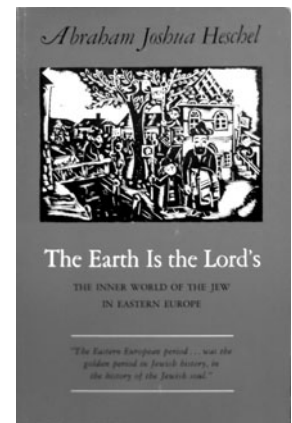
Als Heschels Bücher in den 80er Jahren in Deutschland erschienen, waren sie für viele eine Entdeckung. Heschels Sprache der Anbetung und der Ehrfurcht vor Gott und dem Leben, sein Engagement für Mitmenschlichkeit und Gerechtigkeit eröffnete manchem Suchenden im Nachkriegsdeutschland einen neuen Zugang zu Religion und Gebet. So wehrte sich Heschel etwa dagegen, Frömmigkeit als „psychologisches Phänomen“ zu betrachten und als irrational abzutun. Frömmigkeit müsse vielmehr als eine Einstellung und Denkweise beschrieben werden, in welcher der fromme Mensch sich stets Gott nahe fühle. Frömmigkeit, so Heschel, verursache Ehrfurcht, welche die Würde eines jeden Menschen achte. Einer Kreatur zu helfen – auch das bedeute Frömmigkeit, denn damit helfe man Gott. Und wenn Heschel die in Deutschland gängige Rede über den Glauben in Ausdrücken der Vernunft kritisierte und dies mit dem Versuch verglich, Liebe

oder Schönheit in eine mathematische Gleichung zu fassen, dann traf er damit genau das Problem und den Grund dafür, dass so viele der Religion den Rücken kehrten. Es bedurfte einer ganz neuen, einer lebendigen und empathischen Sprache, mithilfe derer es Heschel gelang, nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz der Menschen zu erreichen. Und dass dies auch in der Übersetzung spürbar wird, ist das besondere Verdienst der deutschsprachigen Ausgabe. Bereits auf dem Buchdeckel stößt man auf einen kleinen Textausschnitt, einen kurzen Gedanken nur, der der jeweiligen Publikation entnommen ist und uns eine Tür zu der einzigartigen Gedankenwelt des großen Religionsphilosophen öffnet.

Während Heschels frühestes literarisches Werk *Die Erde ist des Herrn* aus dem Jahr 1949/50 einen Blick zurück in seine alte Heimat, die innere Welt des osteuropäischen Judentums, wirft und uns hineinnimmt mit den Worten: „Sie wurden gelehrt, für das Entfernteste im Nächstliegenden zu sorgen, immer in dem Wissen, dass das Vergängliche eine Spiegelung des Bleibenden ist, dass die Tische in ihren bescheidenen Häusern geweihte Altäre werden können, dass eine einzige Tat eines einzigen Menschen über das Schicksal aller Menschen entscheiden kann“, so weitet sich dieser Blick in seinem letzten Buch, *Israel, Echo der Ewigkeit* aus dem Jahr 1969 insofern, als er die Geschichte des jüdischen Volkes von den Anfängen her aufrollt und zeigt, dass sie immer Gültigkeit behält, denn „Der Weg nach Palästina war mit Worten der Propheten gepflastert. Indem wir das Land wieder aufbauen, sind wir uns bewusst, dass wir dem biblischen Bund entsprechen, einem Befehl gehorchen, der durch die Jahrhunderte hindurch zu uns sprach und der niemals überholt oder unmodern wurde. Ein Baum, der in der Bibel verwurzelt ist, wird nicht verwelken.“

1951 erschien das eindruckliche Bändchen über den Ruhetag, das uns einlädt mit den Worten: „Die Bedeutung des Schabbat ist die Zeit zu feiern und nicht den Raum. Sechs Tage der Woche leben wir unter der Tyrannei der Dinge des Raums: am Schabbat versuchen wir uns einzustimmen auf die Heiligung der Zeit. An diesem Tag sind wir aufgerufen, Anteil zu nehmen an dem, was ewig ist in der Zeit, uns vom Geschaffenen, dem Geheimnis der Schöpfung selbst zuzuwenden, von der Welt der Schöpfung zur Schöpfung der Welt.“

Ein Essayband von 1959 zu Fragen der menschlichen Existenz mit dem Titel *Die ungesicherte Frei-*



heit nimmt jenes Stichwort auf, wenn es heißt: „Es gibt keine Freiheit ohne Ehrfurcht. Wir müssen lernen, lange zu schweigen, um einmal reden zu können. Wir müssen viele Lasten tragen, damit wir die Kraft haben, ein einziges Mal in Freiheit zu handeln.“

Bleiben noch zwei Veröffentlichungen, die eng aufeinander bezogen sind. So gibt uns Heschel zu verstehen, dass Religion auf Gottes Interesse am Menschen beruht. Nicht der Mensch sucht Gott, sondern „Gott sucht den Menschen“. Er braucht ihn. Der Mensch ist Gottes Partner. Gott ist das lebendige Gegenüber des Menschen. So lesen wir zu Heschels großer Philosophie des Judentums mit dem Originaltitel *God in Search of Man* aus dem Jahr 1955: „Die Bibel spricht nicht nur von der Suche des Menschen nach Gott, sondern auch von Gottes Suche nach dem Menschen. Wenn wir ihn suchen, ist das nicht nur das Anliegen des Menschen, sondern auch Sein Anliegen. Sein Wille ist mitbeteiligt an unserem Verlangen. Die gesamte

menschliche Geschichte, wie die Bibel sie sieht, kann in einem Satz zusammengefasst werden: Gott ist auf der Suche nach dem Menschen. Der Glaube an Gott ist eine Antwort auf die Frage Gottes.“ Bereits ein Jahr zuvor war *Der Mensch fragt nach Gott* erschienen, Heschels Gedanken über das Gebet. Wenn wir aber beten, bezeugen wir die Treue Gottes, denn: „Wir sehen mehr, als wir zu sagen vermögen. Die Bäume stehen wie Wachposten der Ewigkeit, die Blumen wie Wegweiser Seiner Güte; nur wir haben versagt, Zeugen Seiner Gegenwart, Zeichen Seiner Treue zu sein.“

Aus der zuletzt genannten Veröffentlichung soll ein kleiner, sehr persönlicher Text über das Gebet am Ende dieser Würdigung jenes großen Religionsphilosophen Abraham Joshua Heschel stehen, der vor fünfzig Jahren, am 25. Dezember 1972 im Alter von nicht ganz 66 Jahren in New York starb. Das Andenken des Gerechten möge uns allen zum Segen sein.

## Abraham Joshua Heschel

### Gottes Wunsch, dass ich anbete

In jenen Monaten in Berlin erlebte ich Stunden tiefer Niedergeschlagenheit. Ich fühlte mich einsam und mit meinen persönlichen Problemen und Sehnsüchten allein gelassen. An den Abenden lief ich allein durch die Prachtstraßen Berlins. Ich bewunderte die kraftvolle Architektur, den mitreißenden Schwung und die Stärke einer dynamischen Zivilisation. Es gab Konzerte, Theater und Vorträge von berühmten Gelehrten über die allerneuesten Erfindungen und Theorien, und ich überlegte gerade, ob ich zu dem neuen Stück von Max Reinhardt oder zu einem Vortrag über die Relativitätstheorie gehen sollte.

Da merkte ich plötzlich, dass die Sonne untergegangen war und der Abend hereinbrach.

*Von wann an spricht man  
das Schema am Abend?*

Ich hatte Gott vergessen, ich hatte Sinai vergessen, ich hatte vergessen, dass der Sonnenuntergang mich angeht, daß es meine Aufgabe ist, „die Welt der Königsherrschaft des Herrn zurückzugeben“.

So begann ich die Worte des Abendgebets zu sprechen:

*Gepriesen seist Du, Ewiger, unser Gott, König des Alls, der durch sein Wort den Abend heraufführt ...*

Und Goethes berühmte Verse klangen in meinem Ohr: *Über allen Gipfeln ist Ruh' ...*

Nein, das war heidnisches Denken. Für den Heiden ist das Geheimnis des Lebens Ruh', Tod, Verlöschen.

Für uns Juden steht hinter dem Geheimnisvollen ein Sinn. Wir würden sagen:

*Über allen Gipfeln ist das Wort Gottes.*

Der Sinn des Lebens ist, Seinen Willen zu tun ... Und ich sprach die Worte:

*Der durch Sein Wort den Abend heraufführt.*

Und seine Liebe wird darin offenbar, dass Er uns die Tora, Regeln und Gesetze lehrt:

*Über allen Gipfeln ist Gottes Liebe zum Menschen ... Mit ewiger Liebe hast Du das Haus Israel geliebt.*

*Tora, Gebote, Satzungen und Rechte hast Du uns gelehrt ...*

Wie viele Anleitungen, wie viele Erkenntnisse finden wir in unserer Liturgie!

Wie dankbar bin ich Gott, dass es eine Pflicht zur Anbetung gibt, ein Gebot, das meinen zerstreuten Sinn daran erinnert, daß es Zeit ist, an Gott zu denken, Zeit, mein Ich wenigstens für einen Augenblick zu vergessen! Es ist solch ein Glück, in einer Lebensordnung des Gotteswillens zu stehen!

Ich bin nicht immer in der Stimmung zu beten. Ich habe nicht immer die Vorstellungskraft und die innere Stärke, ein Wort in Gottes Gegenwart zu sprechen. Aber wenn ich kraftlos bin, gibt das Gebot mir Kraft.

Es gibt in der Tat etwas weit Größeres als meinen Wunsch zu beten, nämlich Gottes Wunsch, dass ich bete. Etwas weit Größeres gibt es als meinen Willen zu glauben, nämlich Gottes Willen, dass ich glaube ...

An jenem Abend in den Straßen von Berlin war ich nicht in der Stimmung zu beten. Mein Herz war schwer, meine Seele betrübt. Die erhabenen Worte des Gebets hatten es schwer, die dunklen Wolken meines Innenlebens zu durchbrechen. Aber wie hätte ich es wagen können, nicht zu beten? Wie könnte ich es wagen, ein Abendgebet zu versäumen? Aus der Furcht Gottes lesen wir das *Schema*.

# Die Digitalisierung der jüdischen Friedhöfe im Landkreis Nordhausen

Nathanja Hüttenmeister

Unter diesem Titel läuft seit März letzten Jahres ein von der Thüringer Staatskanzlei gefördertes Projekt an der Hochschule Nordhausen, in dessen Rahmen „die digitale Dokumentation und virtuelle Kontextualisierung der jüdischen Friedhöfe in Bleicherode, Ellrich und Nordhausen und ihrer einzelnen Grabmale in 3D sowie die geschichtliche Aufarbeitung erfolgen“ wird. In Kooperation mit Frau Dr. Marie-Luis Zahradnik von der Hochschule Nordhausen konnte das Steinheim-Institut nun die Dokumentation dieser drei jüdischen Friedhöfe im Landkreis Nordhausen abschließen und die entsprechenden Bestände in *epidat* aufnehmen.

Die drei Friedhöfe liegen nicht weit voneinander entfernt, bieten aber doch ein sehr unterschiedliches Bild. Der älteste ist der Friedhof in Bleicherode, der vermutlich auf das Jahr 1660 zurückgeht, doch bleiben seine ersten hundert Jahre im Dunkeln. Der älteste datierbare Grabstein der noch gut 200 erhaltenen Grabmale stammt aus dem Jahr 1776, der letzte aus dem Jahr 1938. Die ältesten Grabmale weisen die typische Gestaltung und Beschriftung jüdischer Grabmale aus dem 18. Jahrhundert auf, doch schon 1816 findet sich erstmals eine deutsche Inschrift in hebräischen Buchstaben, die die traditionelle hebräische Inschrift ergänzt: Das Grabmal des Bendix Rosenblatt wurde „gestiftet durch seine Gattin und Kinder“ (blr-408). 1818 folgt die zweite deutsche Inschrift, diesmal auf der Rückseite eines Grabsteins. In lateinischen Buchstaben gibt sie den Namen des Verstorbenen an, Moses Samuel Schönheim (blr-410). Im Jahr darauf starb der Bankier Isaac Friedländer, und ihm wurde ein von Ephraim Wappenstecher aus Berlin gefertigtes, auf den ersten Blick recht schlichtes Grabmal (blr-411) gewidmet, das jedoch eine lange, erstmals vollständig auf Deutsch verfasste Inschrift in hebräischen Buchstaben trägt.

Damit setzte in Bleicherode vergleichsweise früh ein Prozess ein, der um das Jahr 1800 in Berlin seinen Anfang genommen hatte: die Einführung deutscher Inschriften in die jüdische Sepulkalkultur. Dieser Prozess setzte im Laufe des 19. Jahrhunderts fast überall ein und führte nach und nach zu einer Verdrängung der traditionellen hebräischen Grabinschriften, bis dann im 20. Jahrhundert die große Mehrzahl der Grabsteine nur noch oder vorwiegend auf Deutsch beschriftet wurden. So beschränkt sich etwa in Bleicherode das Hebräische im 20. Jahrhundert, sofern es überhaupt noch vorkommt, meist auf Einleitungsformel und abschließenden Segen.

Ganz anders verlief dieser Prozess in Ellrich: Auf dem 1782 angelegten Friedhof haben sich nur noch 78 Grabmale aus den Jahren 1811 bis 1928 erhalten, und hier stammt die erste (erhaltene) deutsche Inschrift erst aus dem Jahr 1841. Ab spätestens den 1870er Jahren trägt dann jedes Grabmal auch eine deutsche Inschrift, doch werden diese lange auf den Rückseiten der Grabmale platziert, die Vorderseiten bleiben den hebräischen Inschriften vorbehalten. Eine Ausnahme ist das Grabmal der 1877 im Alter von nur wenigen Monaten verstorbenen Else Meyer (ell-63), und hier zeigt sich ein vielerorts zu beobachtendes Phänomen: Neuerungen in der Gestaltung und der Beschriftung von Grabmalen finden sich oft zuerst auf Kindergrabmalen, bevor sie sich allgemein durchsetzen. Erst im 20. Jahrhundert sind hier Grabmale nur noch auf Deutsch beschriftet,

דײַר היגעל דעקט דיא הילעל דעס געליבטן גאטען אונד פאטער פוײַם ר׳ איזק בײַר מיכל גאננט פרידלענדר גבאהרן הושענה רבה ה׳ תקי״ה גשטארבן יום ג׳ בעערדיגט יום ד׳ וי״ו אדר ה׳ תקע״ט זיינע זעעלע איזט צום אורקוועל דעס לעבנס היימגעקעהרט פילע יאהרע גהערטע ער דיזר וועלט דאך צו קורץ פיר אונס טרוירענדן יעדער טאג איהן ווערט ער מאכטע פריידע וואר אונס אונד דען ארמען זיין וויקען אונפערגעסען שמערץ גיבט אונס זיין טאד איהם עוויגע פריידע גאטטעס לאהן איזט גוויס	Dieser Hügel deckt die Hülle des geliebten Gatten und Vaters, des Vorstehers und Leiters, Herrn Izek, Sohn des Herrn Michel, genannt Friedländer, geboren Hoschana Rabba 5505, gestorben Tag 3, beerdigt Tag 4, sechster Adar 5579. Seine Seele ist zum Urquell des Lebens heimgekehrt, viele Jahre gehörte er dieser Welt, doch zu kurz für uns Trauernden, jeder Tag ihn wert, er machte Freude, war uns und den Armen sein Wirken unvergessen, Schmerz gibt uns sein Tod, ihm ewige Freude, Gottes Lohn ist gewiss
--	---

doch bleibt das Hebräische bis zuletzt präsent.

Der größte der drei Friedhöfe ist der 1820 angelegte Friedhof in Nordhausen, auf dem sich heute noch 440 Grabmale erhalten haben. Er zeigt einen deutlich städtischeren Charakter als die anderen beiden Friedhöfe: In Bleicherode gab es einen Schuppen für einen Leichenwagen, in Nordhausen wurde eine 1867 errichtete Leichenhalle im Jahr 1900 durch eine (inzwischen abgerissene) Friedhofshalle ersetzt, 1921 wurde ein Ehrenmal für die gefallenen jüdischen Soldaten des Ersten Weltkriegs geweiht und 1928 auf einem abgetrennten Areal ein Urnenhain eingerichtet. Kremierung war in den jüdischen Gemeinden heftig umstritten und blieb halachisch verboten, doch wurde im 20. Jahrhundert auf vielen städtischen Friedhöfen eigene, vom Rest des Friedhofs abgetrennte Reihen oder Bereiche eingerichtet, die halachisch nicht mehr als Friedhof angesehen wurden, aber den Anhängern dieser neuen Begräbnisart eine Beisetzung in der Nähe ihrer Vorfahren ermöglichte.

Jüdischer Friedhof Bleicherode  
Foto: Marie-Luis Zahradnik



Der Übergang von hebräischen zu deutschen Inschriften scheint in Nordhausen ähnlich wie in Ellrich verlaufen zu sein: Die erste deutsche Inschrift stammt aus dem Jahr 1830, und im Laufe der Jahrzehnte nehmen deutsche Inschriften auf den Rückseiten der Grabmale immer mehr zu. Das erste rein auf Deutsch beschriftete Grabmal stammt hier vermutlich aus dem Jahr 1872 und weist gleich noch eine weitere Besonderheit auf: Es handelt sich um eine aus Metall gefertigte Schrifttafel (ndh-81), wie sie auch in Bleicherode in den 1880er und 1890er Jahren für die Gebrüder Frühberg (blr-1203, blr-1214, blr-1314) gesetzt wurden. Ziergitter auf den Grabeinfassungen kamen ab etwa Mitte des 19. Jahrhunderts in Mode, doch ganz aus Metall gestaltete Grabmale, wie z.B. auch die auf dem Friedhof in Berlin-Weißensee beliebten Gitterwerke, stehen für den Geist der Industrialisierung, an dem das neu entstandene jüdische Bürgertum seinen Anteil hatte. Solche metallenen Grabmale sind hierzulande

selten, vermutlich auch weil im Rahmen der „Metallspende des deutschen Volkes“ seit 1940 auf den allermeisten jüdischen Friedhöfen sämtliches Metall entfernt wurde.

Gemeinsam ist den drei Friedhöfen ihr bedauernder Zustand. Während der NS-Zeit wurden die Friedhöfe geschändet. Die Witterung, jahrzehntelange Vernachlässigung und der Zahn der Zeit haben kaum ein Grabmal unbeschädigt gelassen. Viele Grabsteine sind verloren gegangen, viele Inschriften heute nicht oder nicht mehr vollständig zu entziffern. Und so bleibt zu hoffen, dass durch das Projekt nicht nur eine Zweitüberlieferung der noch erhaltenen Grabmale und ihrer Inschriften geschaffen wurde, sondern durch ihre Erforschung die Friedhöfe wieder als bedeutendes kulturhistorisches Zeugnis in das Bewusstsein der Gesellschaft treten und ihre dauerhafte, auf die Ewigkeit gerichtete Erhaltung gewährleistet bleibt.

## Buchgestöber

Christiane E. Müller: „Zeuge sei dieser Steinhügel“. Der jüdische Friedhof Xanten und die Geschichte seiner Gemeinde, hg. vom Niederrheinischen Altertumsverein Xanten und vom Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Münster: Aschendorff, 2022. 360 S. 29,90 Euro, ISBN 978-3-402-24930-7

**Jüdischer Friedhof Xanten** Das kleine Städtchen Xanten am linken Niederrhein ist hinsichtlich seiner Sehenswürdigkeiten – etwa des eindrucksvollen Doms oder des berühmten archäologischen Parks – immer eine Reise wert. Als ich mich vor vielen Jahren mit dem Hebräischkurs meiner Schule nach Xanten aufmachte, hatten wir allerdings ein anderes Ziel ins Auge gefasst. Es ging uns darum, mehr über die im Jahr 1891 erhobene ungeheuerliche Ritualmordbeschuldigung gegen den jüdischen Metzger Adolf Buschhoff zu erfahren, die auch dem 1968 erschienenen Roman *Es geschah im Nachbarhaus* von Willi Fährmann zugrunde liegt. Unsere Recherche führte uns auch auf den nahegelegenen jüdischen Friedhof am Heesberg südlich der Stadt, wo die Großeltern des damals Beschuldigten begraben liegen. Viele Fragen sind nach unserem Besuch geblieben. Die äußerst sorgfältig recherchierte, bewegend dokumentierte und reich bebilderte Publikation über den Friedhof und die Geschichte seiner Gemeinde kann hier Abhilfe schaffen. Denn sie bedenkt ausführlich auch das Unheil jener Ritualmordlüge und das mit ihr einhergehende Leid, das einem nicht geringen Teil der jüdischen Gemeinde Xantens schon damals keinen anderen Ausweg mehr ließ, als die Heimat zu verlassen.

Der Titel des Buches, ein Zitat nach Gen 31,52, ist zugleich Hinweis auf die besondere Lage des „guten Ortes“ auf einer kreisrunden Anhöhe außerhalb der alten Stadt. Seine ebenfalls kreisförmig angeordneten und fast ausschließlich hebräisch beschrifteten Male blicken nicht ins Innere des Rondells, sondern in die Weite des heimatlichen Landes. Wovon „zeugen“ jene 54 Grabsteine aus den Jahren 1803 bis 1929? Anhand der Inschriften dieser malerisch gelegenen Stätte und zahlreicher weiterer Quellen wie etwa des Protokollbuchs der klevischen Landjudenschaft zeichnet die Autorin durch akribisch ermittelte Lebensgeschichten ein lebendiges Bild der jüdischen Gemeinde Xantens durch die Jahrhunderte. Bereits im Mittelalter ist sie nachweisbar, als die Schrecken der Pogrome des Ersten Kreuzzugs von 1096 auch sie vernichtend trafen. Unter der NS-Gewaltherrschaft gut 800 Jahre später wurde die gesamte Gemeinde ausgelöscht. Der Friedhof aber, der Schändungen und Zerstörung überdauert hatte, ist heute in würdiger Weise wiederhergestellt und macht so Gedenken möglich. Damit legt die Dokumentation, wie es heißt, „Zeugnis ab für jüdisches Leben am Niederrhein. Ein Leben, das uns durch seine Toten zeigt, was uns allen unwiederbringlich verlorengegangen ist.“



Heute, nachdem jüdisches Leben wieder selbstverständlicher Teil unserer Gesellschaft geworden ist, sind wir angesichts eines erneut aufflammenden Antisemitismus umso mehr gefordert, jeglichen Formen von Menschenfeindlichkeit entgegenzutreten und die Erinnerung an die Geschichte – auch die der Stadt Xanten – beständig wachzuhalten. Diese Geschichte führt uns die Veröffentlichung eindrücklich vor Augen. Die Malsteine des Friedhofs aber sind nicht nur Zeuge für die dort Begrabenen, sondern für alle vertriebenen, entwürdigten und ermordeten Mitglieder der jüdischen Gemeinde Xantens. In mittelalterlichen Grabinschriften werden sie *qedoshim* („Heilige“) genannt, wodurch der Name „Xanten“ – er bedeutet *ad Sanctos* („bei den Heiligen“) – in ganz neuem Licht erscheint. Die Lektüre sei Ihnen ans Herz gelegt – umso schöner, wenn sie mit einem Besuch jener einzigartigen Stätte einhergehen könnte.

*Annette Sommer*

**Synagoge Xanten** Fährt man von Xanten aus die Bundesstraße 57 weiter Richtung niederländischer Grenze, so erreicht man die Kreisstadt Kleve mit der auf einer Anhöhe gelegenen Schwanenburg als Wahrzeichen der Stadt. Auf einer alten Lithographie aus dem Jahr 1860 erkennt man zwischen der Burg auf der einen und den beiden Spitztürmen der

Helga Ullrich-Scheyda: 200 Jahre Einweihung der Klever Synagoge. „Der Tempel ist auf einem der schönsten Punkte der Stadt aufgeführt ...“. Kleve: Klevischer Verein für Kultur und Geschichte / Freunde der Schwanenburg e.V., 2021 (Beiträge zur klevischen Geschichte 4). 76 S., Abb. 5 Euro, ISBN 978-3-936813-14-2

Stiftskirche auf der anderen Seite noch ein weiteres erhöht liegendes Gebäude mit einem kleineren Türmchen: die 1821 erbaute Synagoge der Stadt. Auf neueren Fotografien klafft hier jedoch eine Lücke, denn auch dieses Gotteshaus, das im vergangenen Jahr seinen 200sten Geburtstag hätte feiern sollen, wurde in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 im Zuge der reichsweiten NS-Gewaltmaßnahmen niedergebrannt. Sowohl die Synagoge als auch die benachbarte, 1944 zerbombte jüdische Schule wurden nicht wiederaufgebaut. An ihrer Stelle befindet sich heute ein Gedenkort. In ihrer beeindruckend recherchierten und reich bebilderten

Broschüre geht die Verfasserin der Geschichte der Klever Synagoge und Schule wie auch seiner jüdischen Gemeinde im 19. und 20. Jahrhundert nach und macht sie so für uns alle lebendig. Lesenswert – auch als Ergänzung zur Xantenlektüre!

**Geschichte der Mikwe** Ging es in den vorangegangenen Buchvorstellungen um den Friedhof, die Synagoge und die Schule einer Gemeinde, so richtet die hier zu besprechende Publikation ihr Augenmerk auf ein weiteres unverzichtbares Element jüdisch-religiösen Lebens: auf die Mikwe, das rituelle Tauchbad. Der Begriff „Spannungsfeld“ im Untertitel lässt dabei bereits etwas von der Problematik und Dynamik erahnen, die mit der Mikwe zur Zeit der Emanzipation im 19. Jahrhundert einhergeht. Nach einem ersten Teil über die Tradition des jüdischen Tauchbads, in welchem die Autorin sich mit dem religionsgesetzlichen Hintergrund sowie der Anlage und Nutzung einer Mikwe vom Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts auseinandersetzt, wendet sie sich im Hauptteil ihrer Untersuchung dem schwierigen Weg des rituellen Tauchbads in der Moderne zu. Dies ist ein von „Spannungen“ gekennzeichnete Weg, Spannungen zwischen Wahrung der Tradition einerseits und Herausforderungen und Möglichkeiten der Moderne andererseits, jüdischem Selbstverständnis im Zeitalter der Emanzipation auf der einen und dem „aufmerksamen Blick der Öffentlichkeit“ auf der anderen Seite – und schließlich der Spannung zwischen einem eher abstrakten religiösen Ritual und dessen konkreter Umsetzung im realen Leben. Im Zuge ihrer Untersuchung jenes „Kräftefeldes“, wie sie es nennt, kommt die Verfasserin zu dem Ergebnis, dass die Mikwe – vor allem auch wegen ihres Doppelcharakters als Gebäude einerseits und als „rituelle Handlung“ andererseits – keineswegs isoliert am Rande der großen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts stehe, sondern vielmehr auf einzigartige Weise mit vielerlei Aspekten der Gesellschaft und der Kultur jener Zeit verflochten sei. Die Modernisierung der Mikwe sei sowohl Teil der zeitgenössischen Aufgabe, der sich das Judentum der Emanzipationsepoche stellen musste, als auch Teil der Entwicklungen, die die Gesamtgesellschaft prägten und veränderten. Diese im 19. Jahrhundert miteinander verwobenen und sich gegenseitig beeinflussenden Prozesse rund um die Mikwe in ihrer Komplexität zu durchschauen und zu erhellen, ist das Verdienst der Autorin.

Désirée Schostak: Der Weg der Mikwe in die Moderne. Ritualbäder der Emanzipationszeit im Spannungsfeld von öffentlicher Wahrnehmung und jüdischem Selbstverständnis, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2022 (Jüdische Religion, Geschichte und Kultur 32). 576 S., Abb. 140 Euro, ISBN 978-3-525-56059-4

# 25!

*Fünfundzwanzig Jahrgänge, 91 Hefte, zahlreiche Abbildungen und, wie wir doch hoffen, fundierte und zugängliche Hinweise und Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte. Haben Sie Dank, liebe Leser:innen, für Ihre Treue!*

*Ihre Kalonymos-Redaktion*

## Mitteilungen

**Besuch im Rabbinerhaus** Am Freitag, dem 10. Juni 2022, wollte Steinheim-Mitarbeiterin Annette Sommer sich nachmittags gerade auf den Heimweg machen... als es klingelte. Vor der Tür standen die fünf Kinder von Ilse Dorfzaun geb. Heidt. Sie waren aus aller Welt angereist – aus Ecuador, Kolumbien, Israel und den USA –, um an der Fertigstellung einer Torarolle für die Neue Synagoge in der Sedanstraße in Essen teilzunehmen.

Ihre Mutter Ilse hatte als Zehnjährige 1938 mit ansehen müssen, wie die Torarollen in der Alten Synagoge geschändet und verbrannt wurden. Ilses Vater Ernst war der letzte Kastellan der 1913 eingeweihten Essener Synagoge. 1933 war er mit seiner Familie im benachbarten Rabbinerhaus eingezogen, in dem sich heute die Räume des Steinheim-Instituts befinden. Ilse und ihre Familie konnten 1941 nach Kolumbien entkommen. Ihr Großvater Albert und ihre Tante Meta blieben zurück. Sie wurden 1942 deportiert und ermordet.

Im vergangenen Jahr (*Kalonymos* 2021, Heft 1–2) wurden vor dem Rabbinerhaus zwei Stolpersteine für Albert und Meta Heidt verlegt – initiiert von Alberto Dorfzaun, der nach seinem Urgroßvater benannt ist. Ilse Heidt hatte in Kolumbien den Geschäftsmann Kurt Dorfzaun geheiratet. Ihre Kinder samt Partnern waren es, die uns an jenem Junitag in Essen besuchten. Sie durften nun – 84 Jahre nach dem Novemberpogrom – miterleben, wie jüdisches Leben wieder mehr und mehr in die Stadt zurückkehrt.

Bei der Zeremonie um die neue Torarolle, die in der Gedenkstätte „Alte Synagoge“ begann und nach einem feierlichen Umzug in der Neuen Synagoge endete, kam Alberto Dorfzaun, dem ältesten der Söhne, die besondere Ehre zu, einen der letzten fehlenden Buchstaben mit eigener Hand in den Text einzufügen – ein hoffnungsvoller Abschluss der leidvollen Geschichte seiner Familie in Essen. Wie viel der Familie der Besuch in der alten Heimat bedeutete, spricht aus den warmherzigen Zeilen des Dankes, die uns sowohl Janet als auch Alberto Dorfzaun nach ihrer Rückkehr zukommen ließen.

**Anschläge auf jüdische Einrichtungen in NRW** Am Morgen des 18. November 2022 wurden in Panzerglas und Türrahmen des Nebeneingangs zum Rabbinerhaus der Alten Synagoge Essen, in dem das Steinheim-Institut seit 2011 ansässig ist, vier Einschusslöcher entdeckt. Die Schüsse waren offenbar in der Nacht gefallen; vor Ort war niemand unmittelbar in

Gefahr. Weitere Angriffe auf jüdische – oder als jüdisch wahrgenommene – Einrichtungen im Ruhrgebiet stehen möglicherweise in Zusammenhang mit dem Vorfall in Essen. Die Generalstaatsanwaltschaft Düsseldorf hat die Ermittlungen wegen des Anfangsverdachts einer extremistisch und antisemitisch motivierten Tat an sich gezogen. In den Tagen nach dem Anschlag haben wir in vielfältiger Weise Solidarität und Zuspruch erfahren. Dafür sind wir sehr dankbar. Wir stehen an der Seite der jüdischen Gemeinden in unserem Land.

**Großer Erfolg für das Steinheim-Institut** Nach dem Beschluss der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz vom 4. November 2022 wird das von Lucia Raspe gemeinsam mit den beiden Bamberger Kolleginnen Susanne Talabardon (Judaistik) und Mona Hess (Digitale Denkmaltechnologien) beantragte Langfristvorhaben „Steinerne Zeugen digital. Deutsch-jüdische Sepulkralkultur zwischen Mittelalter und Moderne – Raum, Form, Inschrift“ 2023 neu in die Förderung im Rahmen des gemeinsamen Forschungsprogramms der deutschen Wissenschaftsakademien aufgenommen.

In Deutschland haben sich etwa 2.400 jüdische Friedhöfe vom 11. Jahrhundert an erhalten. Kein anderes europäisches Land besitzt – trotz großer Verluste – eine vergleichbar alte, reiche und vielschichtige Überlieferung. Ihre Erhaltung, Dokumentation, Erschließung und Vermittlung ist eine Aufgabe von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung. Durch Auswahl, Sammlung und Edition hebräischer und hebräisch-deutscher Grabinschriften aus dem deutschsprachigen Raum seit dem 16. Jahrhundert sowie durch die Analyse der Formensprache der Grabmale und ihrer topographischen Anordnung wird das Projekt ein repräsentatives Text- und Bildkorpus erstellen, dauerhaft sichern und wissenschaftlich erschließen.

Das Akademienprogramm dient der Erschließung, Sicherung und Vergegenwärtigung des globalen kulturellen Erbes. Es ist das größte geistes- und sozialwissenschaftliche Forschungsprogramm der Bundesrepublik Deutschland und wird von Bund und Ländern gemeinsam finanziert. Das Projekt „Steinerne Zeugen digital“ setzt das langjährige Engagement von Michael Brocke und den Mitarbeiter:innen des Steinheim-Instituts fort. Es ist auf 24 Jahre angelegt und wird im kommenden Jahr die Arbeit aufnehmen.

# Wenn Steine sprechen

Ein Studientag zum Thema jüdische Friedhöfe in Deutschland

Claudia Kuhnes

**A**uch wenn es nur wenige wissen – Hebräisch ist ein ganz normales Unterrichtsfach der gymnasialen Oberstufe in Nordrhein-Westfalen. Und natürlich sind Hebräischlehrende immer auf der Suche nach Ideen und Anregungen, die das Fach für Schülerinnen und Schüler, die bereits Hebräisch lernen, noch spannender machen – auch mit Blick auf diejenigen, die noch darüber nachdenken, ob sie sich auf dieses Schulfach einlassen wollen.

Aus diesem Grund trifft sich ein kleiner Kreis aktiv Lehrender in regelmäßigen Abständen zu Fortbildungen, die so gar nichts mit den üblichen Veranstaltungen in anderen Fächern gemein haben. Man spürt die Leidenschaft und die Liebe zur hebräischen Sprache auch daran, dass es häufig sogar Referentinnen und Referenten aus den eigenen Reihen sind, die über ihr Spezialgebiet berichten.

So auch diesmal: Annette Sommer, ehemalige Mitarbeiterin am Steinheim-Institut in Essen und Lehrerin für Hebräisch am Adolfinum in Moers, war gleichzeitig Organisatorin und Referentin einer sehr besonderen Fortbildung, die am 1. September dieses Jahres im Institut stattfand. Eingeladen hatte Dr. Achim Beyer von der Bezirksregierung Köln, als Dezernent für das Fach Hebräisch landesweit verantwortlich. Im Mittelpunkt stand die Beschäftigung mit jüdischen Friedhöfen.

Wer sich jetzt fragt, wie denn ausgerechnet Friedhöfe und Grabsteine Neugier und Leidenschaft wecken sollen, war auf dieser Fortbildung genau richtig. In einem ungemein kenntnisreichen und sehr lebendigen Vortrag berichtete Annette Sommer über die Geschichte jüdischer Friedhöfe und deren Belegung, über Sprache und Beschriftung von Grabmalen, die Struktur von Inschriften, über Ornamentik und Symbolik, den jüdischen Kalender und manches mehr.

Aber natürlich bleiben solche Informationen reine Theorie, solange es keine direkte Begegnung mit diesen so beredten Zeugnissen jüdischer Geschichte gibt. Und so machte sich die kleine Gruppe auf den Weg zum Essener Segeroth-Friedhof. Die Führung dort übernahmen Nathanja Hüttenmeister und Anna Martin, ebenfalls langjährige wissenschaftliche Mitarbeiterinnen am Steinheim-Institut, die bestens vertraut mit dem Friedhof und seinen Grabmalen sind und aus einem reichen Erfahrungsschatz zum Thema schöpfen können.

Und hier wurde mehr als deutlich, wie viele Geschichten diese alten, verwitterten Steine erzählen

und wie poetisch man den Tod umschreiben kann, wenn man die Inschrift auf einem der Steine übersetzt: „Doch meine Zeit zum Blumenpflücken ist vorüber“ – übrigens ein ins Hebräische übersetztes Zitat von Rabindranath Tagore.

Wer sich nun den Geheimnissen jüdischer Friedhöfe und den natürlich oft auf Hebräisch verfassten Inschriften der Grabsteine nähern möchte, ohne jedes Mal eine Reise machen zu müssen, sei auf die epigraphische Datenbank des Instituts verwiesen. Anna Martin stellte vor, wie *epidat* eine Vielzahl von jüdischen Grabinschriften mit Übersetzung online zugänglich macht und dabei auch noch sehr benutzerfreundlich ist. Und Nathanja Hüttenmeister führte in die von ihr selbst entwickelte *Spurensuche* ein und erschloss hervorragend weitere Zugänge und die Fülle didaktisch wertvollen Materials.

Wir sind dem Steinheim-Institut sehr dankbar, dass es uns diesen anregenden und schönen Studientag in Essen ermöglicht hat.



SALOMON LUDWIG  
**STEINHEIM INSTITUT**  
FÜR DEUTSCH-JÜDISCHE GESCHICHTE



**JRF**  
Johannes-Rau-  
Forschungsgemeinschaft

Gefördert durch:  
 Bundesministerium  
des Innern

aufgrund eines Beschlusses  
des Deutschen Bundestages

**Abo-service**  
Hat sich Ihre Postadresse geändert?  
Sie wollen das gedruckte Heft neu abonnieren, nicht weiter beziehen oder stattdessen online lesen? Bitte teilen Sie uns Ihre Wünsche mit!

**Bestellungen · Abbestellungen**  
**Datenschutz**  
Tel +49 (0)201-20 164434  
Mail [abo@steinheim-institut.org](mailto:abo@steinheim-institut.org)  
[www.steinheim-institut.de/abo](http://www.steinheim-institut.de/abo)

**Satz und Layout**  
Harald Lordick · Beata Mache

**Postanschrift der Redaktion**  
Edmund-Körner-Platz 2  
45127 Essen

Telefon  
+49(0)201-82162900

**Fax**  
+49(0)201-82162916

**E-Mail**  
[kalonymos@steinheim-institut.org](mailto:kalonymos@steinheim-institut.org)

**Internet**  
[www.steinheim-institut.de](http://www.steinheim-institut.de)

**Druck**  
Brendow Printmedien, 47443 Moers

**Versand**  
ZAD Lettershop Factory GmbH  
44149 Dortmund  
Vierteljährlich im Postzeitungsdienst

**Impressum**  
**Herausgeber**  
Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen  
ISSN 1436-1213

**Redaktion**  
Prof. Dr. Michael Brocke  
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick  
Dr. Beata Mache  
Prof. Dr. Lucia Raspe  
Annette Sommer

**Kalonymos ist für unsere Leserinnen und Leser kostenlos. Wir sind gerade deshalb dringend auf Ihre Zuwendungen angewiesen!** (steuerabzugsfähig)

**Spendenkonto**  
IBAN DE42 3505 0000 0238 000343  
BIC DUISDE33XXX  
Sparkasse Duisburg



## » ... eine richtige Hachschara«

Das jüdische Ferienheim »Haus Berta« bei Schermbeck 1934/35

Harald Lordick

**A**m Rande der Hohen Mark, nahe Schermbeck und Dorsten, gab es in den 1930er Jahren ein jüdisches Ferien- und Erholungsheim – das am Freudenberg gelegene »Haus Berta«. Das Heim war für die kurze Zeit seines Bestehens seit 1934 für die jüdische Gemeinschaft mit einigen Zukunftshoffnungen verknüpft und ein quirliger, lebendiger Ort mit Ausstrahlung über die Region hinaus.



### Freizeit und Gemeinschaft

Die Gründung von Haus Berta war eine Reaktion auf die antijüdische Diskriminierung und Ausgrenzung durch den NS. Jüdische Kinder und Jugendliche hatten schon bald keine Orte mehr (Sportplätze, Landschulheime, Jugendherbergen), an denen sie vor Antisemitismus geschützt waren, an denen sie sich entfalten und unbeschwert, organisiert in Jugendbünden und -gruppen oder auch individuell, ihren Freizeitaktivitäten nachgehen konnten. Bildung, Spiel, Sport, Wandern, Zelten, ein Treffpunkt, um »auf Fahrt zu gehen« – all dies bot das in kürzester Zeit als jüdisches Freizeitheim eingerichtete Haus Berta, dessen ansprechender Sportplatz und weitläufiges, 60 Morgen große Areal in landschaftlich schöner Lage ideale Bedingungen bot. Ehemalige Besucher:innen berichten von einer erfüllten Zeit in Haus Berta, von Sport, Spiel und Gemeinschaftserlebnis in der von Wald und Heide und einer Kiesgrube geprägten Landschaft. Jüdische Jugendliche konnten hier – in jeder Hinsicht – »aufatmen«.

Dabei war der Tag im vom *Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* (RjF) getragenen Haus Berta geprägt von einiger Disziplin: Aufstehen um 6 Uhr morgens, Waldlauf, Fahnenappell mit »Tagesparole«. Ilse Strauss (früher Ilse Gimnicher) aus Krefeld, die an einem Ferienlager teilnahm, notierte einen dieser Leitsätze in ihr Tagebuch: »Ich will nicht eher von dem Fleck weichen, als bis ich das, was ich mir vorgenommen habe, in die Wirklichkeit umgesetzt

habe.«<sup>1</sup> Nicht allen gefiel dieser (deutsch-jüdisch-patriotische) »Drill« des RjF und der ihm nahestehenden Jugendbünde – andererseits diente dies auch dem Selbstbewusstsein und der Ertüchtigung der jüdischen Kinder und Jugendlichen in einer vielfach feindlichen Umgebung.

Vor dem Hintergrund der rapide zunehmenden Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung durch den NS seit 1933 übernahm Haus Berta eine Fülle weiterer Funktionen, und wurde zu weit mehr als einem Erholungs- und Ferienheim. Es diente als Versammlungsort jüdischer Organisationen des Niederrheins und Westfalens. Kleineren Gemeinden im Umkreis, die jeweils zu wenig Mitglieder hatten, ermöglichte es gemeinschaftlichen Gottesdienst. Eingeweiht am 29. August 1934, zählte man im Februar 1935 schon mehr als 5.000 Besuchstage in Haus Berta.<sup>2</sup> Auch der RjF selbst nutzte die Einrichtung für verbandliche und soziale Zwecke: Erholung für Schwerkriegsbeschädigte<sup>3</sup> oder Verbandstagen (bei denen das »Projekt« Haus Berta eine große Rolle spielte).<sup>4</sup> Etliche jüdische Sportveranstaltungen fanden statt, etwa ein Trainingslager für Boxer oder Waldlaufmeisterschaften.

Jüdische Erziehung und Bildung hatten hier ebenfalls ihren Ort. Damit ging man insbesondere auch auf die Situation von Jugendlichen aus kleineren jüdischen Gemeinden in der NS-Zeit ein, die oft gar kein jüdisches Milieu (mehr) kannten, keinen Jugendverein oder jüdische Freunde hatten. Außerhalb der Ferienzeit wurde jüdischen Schulen, insbesondere Stadtkindern, eine ein- bis zweiwöchige »Waldschule« angeboten mit Unterricht im Freien.<sup>5</sup> Der Gründer von Haus Berta, der Gelsenkirchener Leo Gompertz, legte Wert darauf, dass das Heim allen jüdischen Richtungen offenstand. Mit seiner konsequenten Einhaltung der jüdischen Speisegesetze (*Kaschrut*) und des *Schabbat* kam das Haus auch für jüdisch-orthodoxe Kreise in Frage.<sup>6</sup>

### Hachschara – das Landhalbjahr auf Haus Berta

Die für Haus Berta Verantwortlichen versuchten über all das hinaus auch eine berufliche Orientierung anzubieten, die sowohl zum Heim als auch zur konkreten Situation der Jugendlichen passte. Von Beginn an war geplant, »ein großes Stück Land von über 20 Morgen der landwirtschaftlichen Bearbeitung entgegenzuführen«.<sup>7</sup>

Dazu wurde ein sogenanntes Landhalbjahr angeboten – Landhalbjahr? So selbstverständlich das

Im Rahmen des Ferienhilfswerks des RjF verbrachten 1935 zahlreiche Kinder ihren Sommer in Haus Berta

Wort klingt: Das Landhalbjahr war eine wohl zunächst eigens für Haus Berta geschaffene Ausbildungsform. Begrifflich ähnelte dieses freiwillige jüdische ›Landhalbjahr‹ (›Heimhilfe‹) dem vom NS-Regime 1934 eingerichteten verpflichtenden ›Landjahr‹ und der ›Landhilfe‹. Juden waren hiervon ausgeschlossen.<sup>8</sup> Mit dem Landhalbjahr wollte Haus Berta eine praktische Berufsorientierung für eine ganze Reihe von Tätigkeiten bieten. Das Landhalbjahrs-Zeugnis von Heinz Goldschmitt aus Essen nennt als Bereiche, in denen er beschäftigt wurde: Garten-, Acker-, Ausschachtungs- und Planierungsarbeiten sowie Anstreicher-, Schreiner-, Elektrizitäts- und Installationsarbeiten. Unter dem Druck der NS-Repressionen war die Nachfrage nach solchen Ausbildungsangeboten rapide gestiegen, und die tatsächlichen Möglichkeiten, die bald ausschließlich von der jüdischen Gemeinschaft eröffnet werden mussten, blieben weit dahinter zurück. Jüdische Jugendliche fanden nach ihrer Schulzeit – die sie nicht selten zwangsweise vorzeitig beenden mussten – oft keinen Ausbildungsplatz. Nicht von ungefähr nahmen bei dem Verbandstreffen des nicht-zionistisch orientierten *Bundes deutsch-jüdischer Jugend* (BdjJ), das 1934 in Haus Berta stattfand, Fragen der Berufswahl und sogenannten ›Berufsumschichtung‹ eine erhebliche Rolle ein, ebenso auf einer Landesverbandstagung des RjF in Haus Berta 1935.<sup>9</sup>

Der RjF, neben dem CV die wohl seinerzeit mitgliederstärkste jüdische Organisation in Deutschland, hatte Jahre zuvor den *Reichsbund für jüdische Siedlung* initiiert und Güter wie Buckow oder Groß-Gaglow gegründet. Das unter seiner Ägide in kürzester Zeit in Haus Berta eingerichtete Landhalbjahr war erkennbar von Pragmatismus geprägt. Die Jugendlichen konnten sich dadurch an dem Betrieb und insbesondere dem weiteren Ausbau von Haus Berta beteiligen und erlangten andererseits nachweisbare, praktische berufsvorbereitende Fertigkeiten, die für die Möglichkeit der Auswanderung oft entscheidende Bedeutung hatten. Das Zeugnis von Heinz Goldschmitt aus Essen trug den Vermerk: »Er beabsichtigt, später nach Palästina mit der Jugend-Alijah auszuwandern.«

Rudy Katz beteiligte sich ebenfalls an dem am 10. Mai 1935 begonnenen Landhalbjahr. Auch er hatte keine Lehrstelle gefunden, nachdem er die Humboldt-Oberrealschule in Essen vorzeitig hatte verlassen müssen – weil er Jude war. Er erinnerte

sich später, dass die meisten Teilnehmer:innen des Landhalbjahrs ca. 15 bis 20 Jahre alt waren und »aus allen Ecken Deutschlands« kamen. Es war eine weltanschaulich gemischte Gruppe, aber die meisten waren vom BdjJ, gehörten also nichtzionistisch orientierten Jugendgruppen an.<sup>10</sup> Vermutlich konnte man hier in Scharmbeck bei der Gestaltung des Landhalbjahrs auch aus den Erfahrungen schöpfen, die eine Gruppe des BdjJ schon im Landwerk Neuendorf 1933/34 gewonnen hatte, der großen jüdischen landwirtschaftlichen Ausbildungsstätte in Brandenburg bei Fürstenwalde.<sup>11</sup>

Berichte im *Schild*, der Zeitschrift des RjF, geben einen Einblick in die Arbeiten, die die Jugendlichen in Haus Berta leisteten:

*»Zwanzig Jungen und Mädels arbeiteten ein halbes Jahr im Heim, im Garten, auf dem Acker, im Wald, auf der Heide. Zwanzig Jungen und Mädels bauten am Erweiterungsbau mit, an einem Geräteschuppen, einem großen Vogelgehege, wurden zu Ausschachtungs-, Planierungs- und Kanalisationsarbeiten herangezogen, schufen unter Anleitung eines Schreiners 80 neue Spinde, bauten die Küche und den Waschraum aus, wurden mit Anstreicher-, Elektrotechniker-Arbeiten vertraut gemacht, rodeten in der Heide und im Wald, bauten Wege ...«<sup>12</sup>*

Ein Haus Berta gewidmetes Fotoalbum<sup>13</sup> enthält auch Abbildungen der Landhalbjahr-Gruppe. Geführt wurde sie von dem Medizinstudenten Hans Abraham, der für Haus Berta insgesamt als Jugendleiter zuständig war,<sup>14</sup> und Heinz Kahn (später Henry Cornes), meist »HaKa« genannt – ihm war vermutlich als ältestem, der zudem schon Berufserfahrung hatte, die Rolle des Gruppenleiters anvertraut worden.



Landhalbjahr auf Haus Berta: Heinz Goldschmitt aus Essen



**Zeugnis**

Heinz Goldschmitt

aus Essen i. Weichh. 11

geboren am 14. März 1921 zu Essen

hat vom 27. Sept. 1935 bis 31. Oktober 1935

am Landhalbjahr 1935/36 (Heimhilfe) auf „HAUS BERTA“ teilgenommen.

<p><b>Führung:</b> Einsamkeit, offen, ehrlich, fleißig und gewissenhaft, stark und anhänglich, bescheiden und zurückhaltend.</p>	<p><b>Leistung:</b> Beitrag mit gutem Fleiß, Fleiß und Ausdauer an allen verordneten Arbeiten. An verschiedenen Stellen: Acker-, Pflanzarbeiten – und Pflanzenproduktion, neue Bauarbeiten, Acker-, Heidearbeiten, Ausschachtungsarbeiten, sowie in besonderer Form die Arbeit am Geräteschuppen, Bau und Einbau von Spinden, Küche.</p>
<p><b>Gesundheitsstand:</b> Stets gesund, keine Krankheit. In einem wichtigen Augenblicke im Laufe des Jahres wurde er von einer Grippe erkrankt, die er mit aller Mühseligkeit und in einem frühen Stadium heilte.</p>	<p><b>Beurteilung:</b> Beitrag zum Landhalbjahr. In einem wichtigen Augenblicke wurde er von einer Grippe erkrankt, die er mit aller Mühseligkeit und in einem frühen Stadium heilte.</p>

Die Verantwortlichen, welche nach Belieben und im Interesse der Jugend-Alijah auszuwandern.



Dass oft wirkliche Schwerstarbeit geleistet werden musste, geht nicht nur aus Fotos, sondern auch aus einer Schilderung Heinz Kahns zum Bau eines neuen Schuppens hervor:

*»Seit Tagen haben wir ausgeschachtet. Karre für Karre die Erde weggefahren. Nun ist es endlich soweit. Heute können wir die erste Wand unseres neuen Schuppens, die Hinterwand aufbauen. Dort liegt die aus wuchtigen Eisenbahnbohlen zurechtgezimmerte Wand. Mit Rollen und Hebeln bewegen wir Zug für Zug die schwere, zehn Meter lange Wand an ihren Platz. Auf der vorderen Seite ziehen Jungen an langen Stricken. Im Gleichtakt schiebt sich die Wand vorwärts. Und zock – und zock – und jetzt – Jetzt gilt es, die flach am Boden vorgeschobene Wand aufzurichten. Notorische Nörgler und Miesmacher erklären von vornherein, daß wir die Wand niemals hochbekämen. Na, wir werden's ihnen schon zeigen! Alle Mann fassen an, und langsam stemmen wir die Wand hoch. Da ... die Wand droht zu rutschen ... na, das ging noch gut. Die Kameraden auf der anderen Seite haben die oben an der Wand befestigten Seile gepackt. Die Wand steht.«<sup>15</sup>*

Und die schwere Arbeit hatte sich gelohnt. Kaum fertiggestellt, diente der Raum an Pfingsten schon einer größeren Anzahl von ›Bundeskameraden‹ des BdJ zur Übernachtung, die sonst gar nicht in Haus Berta hätten aufgenommen werden können. Ilse Strauss hielt dieses »Pfingstlager« ihrer Jugendgruppe in ihrem Tagebuch fest. Zu den Erfolgen der Arbeiten gehörte auch, dass durch den Einbau einer Zentralheizung der Winterferienbetrieb des Heims ermöglicht wurde.

Für Rudy Katz war die Ausbildung in Haus Berta das ›Sprungbrett‹ für eine Lehrstelle im Essener Bekleidungshaus Blum. Der Eigentümer Gustav Blum gehörte zu den Unterstützern von Haus Berta und war dort auf Rudy aufmerksam geworden. Andere der teilnehmenden Jugendlichen meldeten sich auch für das folgende, zweite Landhalbjahr an. Dies gilt wohl ebenfalls für Heinz Kahn, denn er blieb ganz in der Nähe, in Alt-Schermbeck, gemeldet.<sup>16</sup> Auch Heinz-Georg Isakowitz plante, so steht es in seinem Zeugnis über das erste Landhalbjahr, eine weitere Teilnahme. Und obwohl es noch gar nicht beworben worden war, gab es schon Anmeldungen für ein drittes Landhalbjahr. Haus Berta hatte zudem anspruchsvolle und auf Zukunft gerichtete Pläne. Für das Winter-Landhalbjahr hatte man insbesondere Arbeiten für den weiteren Ausbau vorgesehen: »Bau

eines Geräteschuppens und einer Werkstatt; Umbau der bisherigen Werkstatt zu einem Schlafräum; Planung eines Sportplatzes; Bau eines Schwimmbades; Erweiterung des Hausgartens; Rodungsarbeiten in Heide und Wald, Durchforstung, Wegebau«. Außerdem war ein hauswirtschaftlicher Lehrgang für Mädchen vorgesehen. Daran sollten auch Jungen teilnehmen können, etwa zur Vorbereitung auf den Beruf eines Hausmeisters.<sup>17</sup>

### Jüdische Bildung und Erziehung

Aber auch geistige Bildung als wesentlicher Bestandteil des Programms wurde vermittelt. Durchaus stolz war man auf die viele hundert Bände umfassende Bibliothek, darauf, dass es Radio gab und jüdische Zeitungen zur Verfügung standen. Der Auswanderungsvorbereitung diente ein Englischkurs für Anfänger und Fortgeschrittene, ein Französischkurs war geplant. Und insbesondere auch auf jüdische Bildung und Erziehung wurde Wert gelegt: Stoffe wurden in ›selbstverwalteten‹ AGs erörtert, und an den Abenden saß man zusammen, »um den Dingen des Judentums näherzukommen«. Der Freitag-Abend (*Erew Schabbat*) wurde begangen und ebenso Gottesdienst Samstags morgens. Eindrücklich schildert Heinz Kahn, wie die Jugendlichen die mittlerweile verlassene Synagoge im nahegelegenen Ort Alt-Schermbeck erkundeten (siehe letzte Seite dieses Beitrags). Ilse Strauss notierte diese Exkursion in ihr Tagebuch: »Ich freute mich auf den nächsten Morgen, da 10 Leute nach Schermbeck in die alte Synagoge gingen; einige unserer Gruppen haben sich das Ziel gesetzt, die Geschichte der Juden in ihrer Heimat zu erforschen. Dieser Besuch war uns sehr behilflich, da man sehr viel durch die Memorbücher erfahren kann.«<sup>18</sup> Die Jugendlichen achteten also darauf, den *Minjan* einzuhalten, d.h. die Anzahl von zehn religionsmündigen Juden, die für den jüdischen Gottesdienst erforderlich ist.

### Das Ende von Haus Berta

In hoffnungsvoller und selbstbewusster Aufbruchsstimmung bezog sich der Leitartikel des »Schild« Anfang November 1935 direkt auf das Landhalbjahr in Haus Berta als »neuem Weg« für die jüdische Jugend. Und Heinz-Georg Isakowitz, der teilgenommen hatte, berichtete von der Abschlussfeier des ersten Landhalbjahrs: »Die Arbeit geht weiter!«

Doch dann folgte – nichts. Haus Berta hatte eine Zeitlang eine bemerkenswerte Präsenz in der

### Abbildungen

Courtesy of the Leo Baeck Institute, New York, 21, 22, 23u, 24  
Archiv Alte Synagoge Essen, 20, 21, 23

### Zitierte Quellen

CV-Zeitung, Der Israelit, Israelitisches Familienblatt, Der Schild sowie Zeitschrift für jüdische Wohlfahrtspflege sind bei Compact Memory online zugänglich: [sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm](https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm).

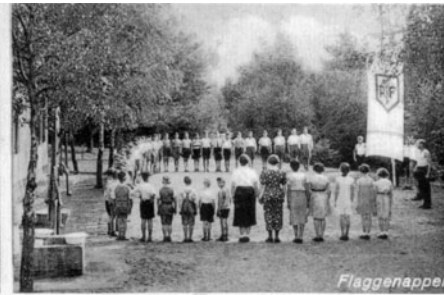
### Anmerkungen

1. Diary of Ilse Strauss, 1935–1939, LBI AR 32731, Bl. 11.
2. Ein Heim des Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten, in: Der Israelit 76 (1935) Heft 7 (14.2.1935), S. 14.
3. Die Schwerkriegsbeschädigten auf Haus Berta, in: Der Schild 13 (1934), Nr. 49, S. 2.
4. Der westdeutsche Landesverband tagte in Haus Berta, in: Der Schild 13 (1934), Nr. 44, S. 4.
5. Haus Berta berichtet, in: Der Schild 13 (1934), Nr. 46, S. 7.
6. Vermischtes (Rubrik), Köln, 8. Februar, in: Der Israelit 76 (1935) Heft 7 (14.2.1935), S. 12.
7. Haus Berta eingeweiht – Ein großer Tag im RfJ, in: Der Schild 13 (1934), Nr. 29, S. 9.
8. Vgl. Georg Lubinski (später: Giora Lotan): Zur Entwicklung der deutschen Sozialarbeit, in: Jüdische Wohlfahrtspflege und Sozialpolitik, 1934, S. 8f.
9. Referat von Yogi Mayer zur »beruflichen Eingliederung unserer Jugend«, in: Israelitisches Familienblatt 37 (1935), Nr. 5.
10. Rudy Katz, Brief an Cosanne Schulte-Huxel, 14. November 1999.
11. Harald Lordick: Das Landwerk Neudorf 1932–1943 – Berufsumschichtung, Hachschara, Zwangsarbeit, in: Pilarczyk, Ulrike / Ashkenazi, Ofer / Hermann, Arne (Hg.), Hachschara und Jugend-Allija. Wege jüdischer Jugend nach Palästina 1918–1941. Gifhorn 2020, <https://doi.org/10.24355/dbbs.084-202104201055-0>.

Zeitschrift des RjF, mit Notizen und Hinweisen, Anzeigen, Briefauszügen und größeren Beiträgen. Und nun? Eine geradezu ohrenbetäubende Stille. Den Leser:innen musste bald klar werden, dass hier »etwas passiert« war.

Und tatsächlich: Das Winterhalbjahr konnte nicht mehr realisiert werden, weil NS-Behörden diese Aktivitäten zwangsweise unterdrückten. Der Initiator von Haus Berta, Leo Gompertz, erwähnt als Datum der Zwangsschließung den 1. Dezember 1935. Edith Möller aus Altona, die für die gesamte Hauswirtschaft und insbesondere die Überwachung der rituellen Küche zuständig gewesen war, wurde schon im November nicht mehr beschäftigt. Und nicht nur Heinz-Georg Isakowitz, der ja sein Landhalbjahr eigentlich hatte fortsetzen wollen, war abgereist. Der Verwaltungsleiter von Haus Berta, Dr. Willy Stern schrieb ihm niedergeschlagen aus Recklinghausen: »Alle haben geschrieben, und aus allen klingt ein wenig – vielleicht auch mehr – Heimweh nach unserem Heime, das nun so einsam in der noch größeren Einsamkeit in der Heide liegt.«<sup>19</sup> Gerade eben erst 39 geworden, als Amtsgerichtsrat im zwangsweisen »Ruhestand«, erwähnte er nun den Plan einer gemeinschaftlichen Siedlung aus dem Haus-Berta-Kreis außerhalb Deutschlands.

Dass Haus Berta bedroht war, möglichst »unauffällig« bleiben musste, um jeden Vorwand zu behördlichen Übergriffen zu vermeiden, hatte man schon einige Wochen vorher – zwischen den Zeilen – aus einer unscheinbaren Notiz herauslesen können: »Außerdem bitten wir, im Interesse von Haus Berta, bei Anfahrt usw., die allgemein übliche Zurückhaltung zu bewahren.«<sup>20</sup> Die genaueren Umstände der Zwangsschließung waren lange unklar. Sie lassen sich mittlerweile anhand online durch Yad Vashem zugänglicher Quellen nachzeichnen.<sup>21</sup> Danach wurde die sofortige Schließung am 12. November 1935 und die Räumung von Haus Berta innerhalb einer kurzen Frist zum 1.12.1935 seitens der Gestapo angeordnet. Dies wurde mit einer – haltlosen – »Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung« begründet, die angeblich von Haus Berta ausgehen würde. Versuche des RjF und auch der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, das Heim für Ausbildungszwecke zurückzuerhalten, scheiterten. Damit war das wohl auf seine Art einzigartige Angebot von Haus Berta schon nach kurzer Zeit, Ende 1935, zunichte gemacht – durch Verleumdungen und NS-Willkür im Einklang mit Ei-



gennutz und einer vorausgegangenen böswilligen Denunziationen eines SS-Angehörigen. Obwohl nicht mehr in Betrieb, wurde Haus Berta in den Novemberpogromen zerstört. Vor Ort erinnert heute nichts mehr daran: Vor Jahrzehnten ist das Areal unter einem Zubringer zur Autobahn A31 verschwunden.

Haus Berta war Ausdruck jüdischer Selbstbehauptung in den 1930er Jahren. Eine »richtige Hachschara«, so würdigte seinerzeit die Zeitschrift *Israelit* das unter fachkundiger Anleitung angebotene umfassende Ausbildungsprogramm (»Hachschara« bezeichnet im engeren Sinn die Vorbereitung für die Auswanderung nach Palästina, wurde aber auch breiter verwendet). Diejenigen aus Haus Berta, die die Schoa durch ihre erzwungene Emigration überlebten, erinnern das Heim eindrücklich als einen Ort, der sie gestärkt, ihnen in feindlicher Umgebung Selbstvertrauen und Zusammenhalt vermittelt hatte. Mindestens zwei Teilnehmer:innen des Landhalbjahrs in Schermbeck, Heinz Kahn und Ruth Rothschild, setzten ihre *Hachschara* im »Umschichtungslager« Groß-Breesen (Brzeźno, bei Wrocław / Breslau) fort. Auch dort war »HaKa« wieder Leiter einer Gruppe, und mit anderen Groß-Breesenern baute er ab 1938 eine Farm in Burkeville (Virginia, USA) auf, die Hyde Farmlands.<sup>22</sup> So halfen die Erfahrungen aus Haus Berta später auch anderen jüdischen Jugendlichen bei ihrer Hachschara.

12. Existenzaufbau der Jugend. Das Landhalbjahr – ein neuer Weg, in: Der Schild 14 (1935), Nr. 46.
13. Leo Gompertz Collection, Leo Baeck Archive New York, AR 1990.
14. Haus Berta in Betrieb, in: Der Schild 13 (1934), Nr. 30 (Beilage, S. 4).
15. Heinz Kahn: Jugend auf Haus Berta – Das Erlebnis des RjF-Heims in der Heide, in: Der Schild 14 (1935), Nr. 27.
16. Jochen Schweitzer: Nachforschungen über das Schicksal der Eschweger Familie Julius und Selma Klara Kahn, in: Eschweger Geschichtsblätter 23 (2012), S. 31–48.
17. Existenzaufbau der Jugend.
18. Strauss, Diary, Bl. 10.
19. 5.12.1935, LBI Leo Gompertz Collection, Bl. 17.
20. Haus Berta, in: Der Schild 14 (1935), Nr. 32, 9. August.
21. Vortrag Wolfgang Bornebusch und Finn Jungenkrüger, Heimat- und Geschichtsverein Schermbeck, 9. Juni 2022.
22. Robert H. Gillette: The Virginia Plan, William B. Thalheimer & a Rescue from Nazi Germany, Charleston 2011.

## *Jugendliche aus Haus Berta in der Synagoge in Alt-Schermbbeck*

Der Jugendarbeit von Haus Berta verdankt sich diese rare, von Heinz Kahn 1935 verfasste Beschreibung der in den Novemberpogromen zerstörten Schermbecker Synagoge und wohl auch die einzige bis heute bekannte Innenaufnahme.

Ilse Strauss hielt diesen Besuch in ihrem Tagebuch fest

Es ist Sonnabend morgen. Wir »Haus-Bertianer« sind auf dem Wege nach Alt-Schermbbeck.

Durch eine kleine, einstmals grüne Pforte gelangen wir, eine Schmale Schlucht zwischen den Häusern entlang gehend, zu einem engen Höfchen. Zur Linken steht ein roter Backsteinbau, der nur durch die großen Fenster verrät, daß er einer besonderen Aufgabe dient – die Synagoge von Schermbeck.

Verödet und verlassen ist der Hof. Fenster sind zerbrochen, Spinnen haben zarte Schleier in deren Ecken gewoben.

*»Ich freute mich auf den nächsten Morgen,  
da 10 Leute nach Schermbeck  
in die alte Synagoge gingen.«*

Und innen .... Durch die massive Eichentür betreten wir den Innenraum. Das erste, was unsere Augen erblicken, ist der wundervolle *Oraun hakaudesch*. Im Barockstil gehalten, steht er massig und breit an der Ostwand. Hölzerne Pfeiler mit reich geschmückten Kapitalen tragen den schwungvollen Oberbau mit den Gesetzestafeln. Ein rissiger, vergilbter Vorhang mit goldenen Stickerreien bedeckt die »Heilige Lade«. Vergilbte Vorhänge an den Fenstern, vergilbte Deckchen auf dem Vorlesepult und dem Almemor. Wuchtige Kronleuchter in herrliche Ausführung hängen von der Decke. Wie das wohl aussähe, wenn in ihnen die Kerzen brennen? Jetzt fällt nur Sonnenlicht durch die hohen Fenster, die in ihrem oberen Teil buntgefärbt sind. Seltsamere Reflexe zeigen sich an Boden und Wänden.

... Dort hinten an der Wand steht bescheiden und demütig einer der letzten Juden dieses Ortes. Im gelblichen abgeschabten *Tallis*. Wie sich dieser Mann in den Rahmen fügt! Wäre er nicht da, ich glaube, es fehlt etwas.

Hier steht dieses alte Männlein in dieser alten Synagoge. Rings um sich [a]ber hat er seine Freunde und Kameraden sterben oder abwandern sehen.

Einst war hier eine blühende Gemeinde, seit uralter Zeit in dieser Erde verwurzelt. Dann verfiel sie dem Schicksal der meisten jüdischen Kleingemeinden, wurde kleiner und kleiner. Nur wenige Menschen blieben. Seit Jahren wurde in ihrem Tempel kein Gottesdienst mehr abgehalten.

Dann erstand »Haus Berta«. Und Jugend kam. Jugend baute neu auf. Sie stellte sich an heiliger Stätte wieder in die große Tradition, die viele bereits verlassen hatten, viele zu verlassen trachteten.

Und wieder erscholl aus dem ehrwürdigen Gotteshaus der Ruf: *Sch'ma Jisroel, Adaunei Elauhenu, Adaunei Echod.*

